Ein halbes
Hundert

Neuer Fabeln.

Durch

L. M. v. K.

Mit einer
Critiſchen Vorrede
des Verfaſſers der Betrachtungen
über die
Poetiſchen Gemählde.

Zürich,
Verlegts Conrad Orell und Comp. 1744.

BIBLIOTHEK
DER
UNIVERSITAET
ZU
WURZBURG

Critiſche Vorrede.

BEy dem erſten Durchleſen gegenwärtiger Fabeln riß mich die Neugier, die von der Luſt, ſo ich davon empfand, beſtändig unterhalten ward, mit einer ſolchen Gewalt dahin, daß ich keine Zeit nahm, ſtille zu ſtehen, damit ich der kunſtreichen Verfaſſung nachſpürete. Erſt bey der zweyten Ueberleſung ward mein Gemüthe ruhiger, und ich dachte iezo den Urſachen des Ergezens nach, das mich ſo empfindlich gemacht hatte.

Ich bemerckete vor allen Dingen die Neuigkeit der Erfindungen. Dieſe Fabeln ſind nicht von andern gemacht, und nur umgekleidet worden; ſie gehören dem Verfaſſer nicht bloß wegen einiger Zuſätze, oder wegen des moraliſchen Gebrauches, den er davon machet. Er hat ſie auch nicht aus Sprüchwörtern, Adagiis, oder dergleichen genommen. Er iſt mit beſſerm Recht ihr **Urheber**, indem er ihnen nicht nur die Form, ſondern auch das Weſen der Fabeln gegeben; Nur fünfe unter dieſen

ſen fünfzigen ausgenommen, denen er nichts mehrers als die Sprache und das Sylbenmaß mitgetheilet hat, nämlich: die **Bienen**; die **junge Schwalbe und ihre Mutter**; die **Lerche und der Storch**; **der junge Baum und der Gärtner**; die **Vermahnung des Gärtners an ſeine Blumen**: Dieſe ſind ſchon vor etlichen Jahren nebſt einer ziemlichen Anzahl andrer von einem geſchickten Mann, der den aufgeweckten und denckenden Schweitzern nicht nur in ſeinem Vaterlande, ſondern auch in fremden Königreichen durch Schriften von anderm Inhalt einen Nahmen gemacht hat, in franzöſiſcher Sprache, und in proſaiſcher Rede verfaſſet, aber niemahls durch den Druck bekannt gemachet worden. Man kan auf zweyerley Art auf die Erfindung einer Fabel kommen, erſtlich wenn man einen Lehrſatz in die Gedancken nimmt, und dann eine ſymboliſche Vorſtellung für denſelben aufſucht; oder zweytens, wenn man nur auf die Sitten und das Betragen der Thiere fleiſſige Achtung giebt, und was man darinnen ſonderbares wahrnimmt, alſofort in eine Fabel verarbeitet, indem man den Lehrſatz, der ſchon darinnen liegt, was es denn vor einer ſey, daraus hervorholet. Aeſopus hat ſeine Fabeln nach der erſtern Art gemachet, und er mußte ſie ſo machen, weil er ſie als eine Lehrart in dem bürgerlichen Leben gebrauchte, wenn ein Begegniß oder Zufall vor ſeinen Augen geſchah, der ihn einer moraliſchen Lection nöthig zu haben dünckete. Er muſte denn auf der Stelle Thiere von ſolchen Parallelſitten und Betragen ausfinden, welche

mit

mit dem beſondern moraliſchen Zuſtande derer Menſchen, die er belehren wollte, zuſammenſtimmeten. Darum muſte er ſich eine weitläuftige Erkenntniß der Thiere und ihrer verſchiedenen und ſonderbaren Arten erwerben, damit ihm bey einem Anlaß das beſondere Stücke, das er dann zu einer ſymboliſchen Vorbildung nöthig hatte, nicht entſtühnde. Zu der andern Art braucht es weniger Vorrath von dergleichen Wiſſenſchaft; man darf nur in Holtz und im Feld, inſonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerckſam ſeyn, und ſo oft etwas ſonderbares und merckwürdiges davon zum Vorſchein kömmt, ſich ſelber in den Gedancken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Charakter der menſchlichen Sitten habe, und in dieſem Falle in eine ſymboliſche Fabel ausgebildet werden könne. Eigentlich zu ſaaen werden die Fabeln nach dieſer leztern Art nicht ſo faſt **erfunden** als vielmehr **gefunden**; denn zum Erfinden gehöret ein Vorſatz etwas gewiſſes, und nicht ſo allgemeines zu entdecken. Mithin können ſich die Scribenten, die ſich eben nicht vornehmen gewiſſe Lehrſätze in Fabeln vorzutragen, und die nur ein Buch von Fabeln mit Lehrſätzen, was vor Lehrſätze es ſeyn, ſchreiben wollen, dieſer Art mit gutem Vortheile bedienen, ſie können nur auf die Fabeljagd gehen, denn ihre Profeſſion iſt, daß ſie Fabelfänger ſind. Zu der erſtern Art iſt mehr Naturell und ein gröſſerer Talent, zur andern mehr Arbeit und Glück vonnöthen. Es iſt für den Leſer eine gleichgültige Sa-

che, ob gegenwärtige neue Fabeln nach dieſer oder jener Art verfertiget ſeyn; genug daß die Handlungen derſelben mit den Lehrſätzen in der genaueſten Uebereinſtimmung ſtehen, und je der eine Theil für den andern, wie der Leib für die Seele, und die Seele für den Leib, gemachet zu ſeyn ſcheinet.

Sonſt verdient der Verfaſſer auch in der Betrachtung den Ruhm eines Erfinders, weil er keinen beſondern Vorgänger in dem Auge gehabt hat, dem er hätte nachgehen wollen. Er hat ſich bey ſich ſelbſt einen Entwurf von den Eigenſchaften einer guten Fabel gemacht, er hat ſich an denſelben gewöhnt, und ſich in dieſer Arbeit eine gewiſſe Fertigkeit erworben. Er hat aus dem Ueberfluß ſeines Naturells gearbeitet, und Verſtand und Empfindung zu ſeinem Vornehmen angewendet, ohne daß er ſeinen Talent unter das Joch eines andern gefangen genommen habe. Alſo war er weit von denen Nachahmern entfernt, welche den Geiſt und die Empfindung anderer zu ihrem Leitſterne nehmen, und die ſelbſt in der Unterſuchung fremder Schriften nichts weiters denken und empfinden, als was die Verfaſſer derſelben gedacht und empfunden haben.

Nach der Erfindung zog die Erkenntniß der Thiere, die in dieſen Fabeln ſo ſtarck hervorleuchtet, meine Betrachtung auf ſich. Dieſelbe iſt ſehr genau, und erſtrecket ſich auf recht abſonderliche Stücke und Umſtände: Davon giebt die Richtigkeit, womit jedes Thier ſeiner Natur gemäß in den kleinſten Sachen aufgeführt wird,

ein genugſames Zeugniß. Sie werden allemahl in einem gewiſſen Licht ihres eigenen Naturelles gezeiget; ein Betragen, das ihnen natürlich iſt, wird in eine kleine Rolle ausgebreitet, welche ihnen eigen iſt; der Dichter thut von dem ſeinen nichts weiters hinzu, als daß er die Folgen dieſer Sitten und dieſes Betragens bemercket, oder vielmehr von den Thieren ſelbſt bemercken läſt. Andere Fabeldichter ſcheinen in dem Wahne zu ſtehen, die Thiere in den Fabeln ſeyn nur vermaskierte Menſchen, Stattverweſer derſelben, und Actores menſchlicher Handlungen, nicht viel anders als die Comödianten in dem Schauſpielhauſe, als ob die Thiere eine gewiſſe Geſchicklichkeit in der Vorſtellungskunſt hätten, welche einen Poeten berechtigte, ihnen dergleichen menſchliche Rolle zu ſpielen aufzutragen. Doch da die Thiere hiezu kein natürliches Geſchicke haben, ſind dieſe Fabeldichter fertig ſie mit der Geſchicklichkeit, den Künſten, und der Wiſſenſchaft der Menſchen gantz freygebig zu begaben. Sie thun dieſes öfters mit ſolcher Unbeſcheidenheit, daß ſie dieſelben beynahe auf den Grad der menſchlichen Natur und Fahigkeit erheben. Ihr dürfet nur die Nahmen der Thiere aus ihren Fabeln wegnehmen, und ſtatt derſelben menſchliche Nahmen hinſetzen, ſo werdet ihr eine Erzehlung von menſchlichen Perſonen und Handlungen haben. Ich ſage nichts von andern noch ungereimtern Fabuliſten, welche die verächtlichſten Wercke der Kunſt, und zuweilen bloſſe Zeichen der Dinge zu dergleichen Actoren erhoben, und ſie mit aller der Ge-

lehrſamkeit, und dem Witze verſehen haben, ſo ſie ſelbſt im Vermögen hatten; z. E. die Narrenkappen, den Bratenwender, den Fingerhut, die Noten, das groſſe A. ꝛc. In gegenwärtigen Fabeln ſind die Thiere keine ſolche verkappte Harlekine, ſie ſind in ihrem eigenen und keinem fremden Nahmen da, und ſie verrichten ihre eigene Handlungen, welche nicht die menſchlichen ſelber ſind, wiewohl ſie mit den menſchlichen ſo viel gemein haben, daß ſie vor ſymboliſche Bilder derſelben dienen, maſſen ſie aus gleichmäſſigen Neigungen und Sitten, wie dieſelben, entſtehen. Der Hr. Verfaſſer hat unter der groſſen Anzahl der Thiere ſo viele und ſo verſchiedene Züge von Sitten, Neigungen und Leidenſchaften, bemercket, die mit den menſchlichen analogiſch ſind, daß er dergleichen wider ihre Natur zu erdichten nicht nöthig gehabt hat.

Und in dieſem Stücke giebt die Sorgfalt, womit er die Sitten der Thiere in den geringſten Umſtänden beobachtet hat, dieſen Fabeln einen groſſen und beſondern Vorzug. Niemahls hat ein Fabeldichter ſeine Scrupel desfalls höher getrieben. Man wird in ſeinen Fabeln keinen Hahn finden, der von Edelſteinen ein Urtheil fällte, keinen Froſch, der eine Maus auf die Schultern nähme, kein Pferd, das einen unermüdeten Hirſchen überrennte, keinen Bär, der einen lebenden Menſchen vor einen todten hielte, keinen Fuchs, der mit der Schär umzugehen wüſte, keinen Adler, der eine Alſter, auf einem wohlbelaubten Baum

ſtieſſe; der Schwan ſingt nicht in ſeinen Fabeln, und der Pelican vergeuſt ſein Blut nicht für ſeine Jungen. Woraus man urtheilen kan, mit was vor Abſcheu er die menſchlichen und witzigen Handlungen derer Perſonen anſehe, welche aus Kunſtwercken, und bloſſen Figuren der Dinge zu dieſem Range erhöhet worden; in deren Munde alle Sitten, Empfindungen, Gemüthesgedancken und Lebensregeln, nothwendig verlohren gehen, und von dem Poſſierlichen verſchlungen werden müſſen; und wo die Sprache der Vernunft, und der Empfindungen, die man ihnen zuleget, nur dienet, das Ausſchweifende und Abentheurliche jedem halbwitzigen Menſchen zu verrathen. Die äuſſerſte Sorgfalt, die unſer Verfaſſer in der Wahrnehmung der Sitten, ſelbſt in den ſchlechteſten Umſtänden, bezeiget hat, konnte nicht anders, als Licht, Leben und Wahrſcheinlichkeit in ſeine Fabeln hineinbringen, und ſie dienete zugleich die moraliſchen Züge, die auf den Menſchen zielen, deſto deutlicher auszubilden.

Ich betrachtete ferner die Wichtigkeit der Lehren, welche man in vielen von dieſen Fabeln wahrnimmt, womit ſie ſich vor andern beliebt machen.

Die Moraliteten anderer Fabuliſten ſehen insgemein auf die Beförderung der Wolfahrt in dem gemeinen Leben, die Gemächlichkeit in den Haushaltungen, die Aufführung in Handel und Wandel, und zum höchſten auf den Flor gantzer Staaten; ſie haben kaum etwas mehrers, als das politiſche Leben zum Augen-

mercke; Unſer Verfaſſer hat die mehreſten von ſeinen Fabeln ebenfalls auf den äuſſerlichen und politiſchen Zuſtand des Menſchen gerichtet; aber er iſt in nicht wenigen weit tiefer gegangen, und hat den Menſchen in ſeinem allgemeinſten Verhältniſſe betrachtet, wie er ſich verhält in Abſicht auf das Gantze, auf die Schöpfung, auf den Schöpfer, auf den Ort, wo er in der Natur ſteht, die Urſache warum er da ſteht, den Rang, den er hat, die Hoffnung, die er auf die Zukunft haben kan, die Vorſicht, die über ihn wachet. Man wird dieſe erhabenen Betrachtungen nicht ohne Gemüthserhebung in den Fabeln von dem Licht und der Farbe, der jungen Schwalbe, dem Gärtner und dem Wildfang, den jungen Schwalben, den Bienen, den Wachteln, der Zeit und der Raupe, den Regenwürmern, antreffen. Man wird ſich dabey mit Vergnügen derer gleichmäſſigen Lehrſätze erinnern, die man in dem I. Briefe des vortrefflichen Verſuches in Betrachtungen des Menſchen geleſen hat. Der Fabuliſt hat zwar die moraliſchen Lehren, die in ſeinen Fabeln enthalten ſind, nicht angezeiget, damit es nicht ſcheine, als ob er bey dem Leſer ſich nicht ſo viele Scharfſinnigkeit vermuthend wäre, daß er ſolche in dem fabelhaften Exempel durch ſich ſelbſt entdecken könnte.

Auch die Kürtze, womit dieſe Fabeln ausgeführt ſind, dienet ihren Werth zu vermehren. Die Thiere ſind keine Perſonen, welche eine lange Unterredung aushalten mögen. Der

Fabel-

Fabeldichter hat genug gethan, wenn er ihnen den Ausdruck ihrer gegenwärtigen Empfindungen mittheilt, und ſie einen kleinen Schluß machen laſt, der von ſich ſelbſt aus den Umſtänden hervorfällt. Und wenn er in ſeiner eigenen Perſon redet, darf er nicht mehrers ſagen, als was zur hiſtoriſchen Einführung ihrer Reden nöthig iſt; weil die Fabel ſonſt ihr dramatiſches Ausſehen verliehren würde, welches dem Leſer die Thierperſonen beſtändig im Geſichte hält. Er verwirfft derowegen alle Zierrathen, die nicht eine genaue Verbindung mit den Perſonen und Sachen haben, und die nicht etwas nothwendiges zu ihrer Erklärung beytragen. Daher beſtehen die Zierrathen, die er anbringt, meiſtens in Beſchreibungen. Und darum hat er auch keine ſolche beyfällige kleinere Lehren in ſeine Erzehlungen einflieſſen laſſen, als zwar aus der Sache ſelbſt herflieſſen, jedoch mit der Hauptlehre, die hauptſächlich in einer Fabel regieret, nichts zu thun haben. La Motte hat zum Lob der Fabeln des La Fontaine geſagt: „Alles „ bekömmt unter ſeiner Hand einen Putz, das „ ſchlechteſte Thier wird wohlberedet, alles „ hat Affekte, Charakter und Sitten, alles „ redet und antwortet; man meint man ſey „ bey ſeines gleichen; die Lehren kommen un„ vermerckt mit den Zierrathen.„ Man urtheile, ob ein ſolches Lob nicht mit Tadel ziemlich vermiſcht ſey. In den Fabeln des alten Aeſopus, der ſelbige bey gewiſſen Gelegenhei-

ten erzehlete, da die Leute, die er unterrichten wollte, in Affekten ſtuhnden, hätte dergleichen Schmuck den Eindruck gewiß vielmehr gehindert als befördert. Doch La Fontaine muſte mehr als ein anderer auf die Zierrathen ſehen, weil nur dieſer ſein eigen war; die Erfindungen, und das Nützliche waren des Aeſopus; nur das Schöne blieb ihm übrig. Ein Erfinder hat alles Recht, ſich mit den einfältigſten und natürlichſten Schönheiten zufrieden zu geben, ohne daß er ſich fremde und entfernte zulege.

Endlich ſah ich die Sprache, die Schreibart, das Sylbenmaß, und die Reimen ſelbſt ſo beſchaffen, daß die berührten Vorzüge dadurch nicht nur nicht verdunckelt, ſondern vielmehr erhöhet werden. Die Sprache iſt die Schweizeriſche, als die Landesſprache des Dichters. Sie iſt ſo beſchaffen, daß wir uns ihrer nicht zu ſchämen haben, ſo fern wir nur Gedancken und Einfälle darinnen ausdrücken, welche die Sachen jedesmahl ihrer Natur gemäß vorſtellen. Das iſt es, was von der beſtflieſſenden Sprache erfodert wird, und was der ſchlechteſten einen gewiſſen Werth mittheilt. Und wann wir nur dieſes in unſerer eigenen Mundart thun können, ſo kan man uns ſo wenig mit einigem Rechte zumuthen, daß wir in der Leipzigiſchen Mundart, als daß wir in der Pariſiſchen ſchreiben. Deutſchland iſt, wie vormahls Griechenland, in unterſchiedene Herrſchaften eingetheilet, welche einander nichts zu befeh-

befehlen haben. Die Griechen hatten ihre verſchiedene Dialekte; die Deutſchen haben ebenfalls die ihrigen. Wer iſt nun in Deutſchland im Stande, daß er den ſeinigen, als den beſten, den andern aufdringen könne? Wer ſchreibt uns hier gewiſſe und verbindliche Geſetze vor? *

Die Schreibart iſt einfältig, aber nicht niederträchtig. Man hat den Thieren keine höhere Sprache gegeben, als mit den Affekten und dem kleinen Grade der Vernunft, den ſie zeigen, übereinſtimmete. Es war genug, daß ſie die klaren Wahrheiten, die ihnen vor Augen lagen, nebſt ihren Empfindungen ausdrüketen. Sie haben die Figuren und Tropen der Rednergeſellſchaften nicht gelernet. Auf der andern Seite war auch keine Urſache da, warum man ihnen die Redensarten der Lotterbuben hätte in den Mund legen ſollen. Die Würde vernünftiger Perſonen, zu der man ſie erhoben hatte, erlaubete ſolches nicht. Wo dann der Poet für ſich redet, war billig, daß er ſich nach der Redensart ſeiner Perſonen richtete, zumahl da er nur einen Geſchichtſchreiber derſelben vorſtellete.

Das Sylbenmaß und die Reimen ſind die Sachen, über welche ſich die kleinen Bedienten der Critik am liebſten aufhalten; maſſen es auch die leichteſte Arbeit iſt. Ich zweifle darum

* Sehet Wernickens Ueberſchriften Bl. 131.

darum nicht, ſie werden ſich geſchäftig erzeigen, einige beſondere Freyheiten, die ſich unſer Poet in dieſen beyden Stücken genommen hat, auszuſetzen. Doch, daß ich ihnen die Arbeit ſolcher wichtigen Entdeckungen noch mehr erleichtere, ſo will ich ihnen eröffnen, daß ein Paar Alexandriſche Verſe ohne den Abſchnitt hingeſetzet worden, und daß unter den Reimen ein Dutzend ſogenannte reiche Reimen ſeyn.

Der Verfaſſer der Schäfererzehlungen war der erſte, der den Muth gehabt, den Abſchnitt in dem Alexandriſchen Verſe aus der Acht zu ſetzen. Dadurch hat er denſelben ungemein bequemer vor die langen Wercke unſrer Sprache gemachet; ohne daß der Wohlklang oder die Lungen dabey gelittenhätten; hingegen iſt damit dem Eckel ein wenig geholfen worden, der aus der beſtändigen Gleichheit des Sylbenmaſſes in einem Verſe entſtehen muß.

Reiche Reimen heißt man folgende: Weide, Schnabelweide; bothen, entbothen; gerathen, entrathen; dancken, Gedancken. Wenn je der Reim Symphonie in ſich hat, ſo iſt dieſe gewiß völler, wenn der Mitlauter vor dem Selbſtlauter in den Reim kömmt. Die Franzoſen, die Engelländer, die Italiener haben dieſer Reimart einen Platz in ihren ernſthafteſten Gedichten gegönnet. Man würde ſich darum verdächtig machen, daß

man

man wunderliche Ohren hätte, wenn man ſie der Härtigkeit beſchuldigen wollte; nachdem obige zärtliche Nationen nicht nur nichts dergleichen, ſondern vielmehr Wohlklang darinnen empfinden. Dazu kömmt, daß unſere Poeſie mit Einführung derſelben um eine ziemliche Anzahl Reimen bereichert wird. Nachdem ſie einen ſolchen Mangel an Reimen leidet, ſtühnde uns ſehr übel an, daß wir dieſe aus einem übelgegründeten Eckel verwerfen wollten.

Wenn ich weitläuftiger hätte ſeyn wollen, ſo hätte ich noch mehrere Vorzüge dieſer neuen Fabeln bemercken können; Vorzüge, welche die Luſt, ſo ich daran empfangen habe, natürlicher Weiſe haben hervorbringen müſſen. Da ich verſichert bin, daß ſie eben dergleichen angenehme Würckungen auf andere Leſer thun werden, habe ich den Hrn. Verfaſſer ernſtlich angeſträngt, daß er mir vergönnete, ſie durch den Druck an das Licht zu ſtellen, damit eine deſto gröſſere Anzahl unſerer Landesleute dieſes Vergnügens mit mir theilhaftig gemachet würden. Ich hatte genug zu thun, bis ich ihn dazu bereden können, und ich glaube ſchier, daß er mir vielmehr aus Gefälligkeit gegen mir, als aus Begierde ſich die gelehrte Welt zu verbinden, Gehör gegeben habe. Wie dem ſeyn mag, ſo hoffe ich, daß die Leſer ihren eigenen Nutzen ſchon genug verſtehen, und einen

Criti-

Scribenten, der ſo geſchickt zu ihrer lehrreichen Beluſtigung ſchreiben kan, durch ihren Beyfall aufmuntern werden, ſich auf dieſer Rennebahn ferner zu üben.

Neue

Neue Fabeln.

Die erſte Fabel.

Die junge Schwalbe.

DEn Ton aus der ſo kleinen Bruſt
Der liederreichen Nachtigallen
Hatt' eine junge Schwalbe Luſt
Nach ihrer Mundart nachzulallen.
Ey! Mutter, könnt ich auch ſo ſingen,
Sprach ſie, wie ſüſſe würd es klingen!
Wie hörte man den Klang ſo weit?

Die Alte ſprach: Kind, ſchick dich in die Zeit;
Bleib eine Schwalbe, wie du muſt,
Und hemme deine bange Luſt;
Hätt es dem Jupiter gefallen,
Wir wären alle Nachtigallen.

Man ſoll der Lüſte Trieb bey Kindern,
So viel es möglich iſt, verhindern.
Mit ſeinem Stand zufrieden leben,
Iſt wohl das nützlichſte Beſtreben.
Betrachte die ſo viele Stuffen,
Die Amſel, wozu ſie beruffen,
Wozu der buntgefärbte Specht,
Wozu der Sperlinge Geſchlecht,
Wie andre nur nicht ſchwatzen können,
Und auch dein Zwitſchern dir mißgönnen.

Gut, ſprach das Schwälbchen, ich verehre
Mit Ehrerbietung deine Lehre,
Die du mir unerfahrnen giebſt,
Du thuſt es, weilen du mich liebſt.
Ach! wüßt ich ſie recht auszuüben;
Dabey dich als ein Kind zu lieben!

* *

Die zweyte Fabel.

Der Löwe und der Haſe.

Ein Haſe führte ſeine Klagen
Beym Löwen über viele Plagen.
Er ſprach: So kan ich nicht mehr leben!
Von Feinden bin ich gantz umgeben;
Der Habicht lauſcht auf mich in Feldern,
Die Katz' im Dorf, der Fuchs in Wäldern.
Ich habe mithin für den Hunden
Noch keinen ſichern Ort gefunden.
Dein Vetter ſelbſt, der groſſe Parder,
Reibt ſich an meinem Körperlein,
So wohl als der verſchmitzte Marder.
So, König, kan es nicht mehr ſeyn.
Bey Tag ſtört man mich an der Ruh,
Des Nachts ſtürmt alles auf mich zu.
Nimm mich, mein Fürſt, in deinen Schutz,
Und wehre meiner Feinde Trutz.

Auf dieſe Klage ſprach der König:
Mein Haſ, es giebt der Thiere wenig,
Die nicht die Furcht vor Feinden plagt;
Du dünkeſt mich nur zu verzagt.
Du biſt vortrefflich gut geſchaffen,
Es dienet dir ja dein Gehör
So gut als andern ihr Gewehr,
So gut als einem Schwein die Waffen;
Dein ſchneller Lauf beſchämt die Pferde;
Und deine Farbe gleich der Erde,
Deckt dich auch für dem ärgſten Feind,
Daß ſelbſt des Habichts Luchſes-Augen
Dich zu entdecken ihm nichts taugen.
Darum begreiffe dich, mein Freund.
Von allen Arten ſtarb noch keine;
Die deine lebt noch, wie die meine.
Selbſt durch die Furcht, die in dir liegt,
Wird oft der ſtärckſte Feind beſiegt.
Das aber bilde dir nicht ein,
Du müſſeſt ohne Feinde ſeyn.

Die dritte Fabel.

Die Bienen.

Ein Schwarm von unverdroßnen Bienen
Hielt einſtens einen groſſen Rath.
Es ſprach die alberſte von ihnen:
Soll denn der gantze Bienenſtaat
Für fremde Nationen wachen,
Und unſern allerbeſten Schatz,
Den Honig, nur für Menſchen machen?
Für ſie? O Thorheit unſers Staats!
Die uns an ſtatt der Danckbarkeit
Vor bloſſes Ungeziefer hielten;
Und ihren Muth zu jeder Zeit
Mit Brand und Mord an uns erkühlten?
Zudem, ihr meine lieben Freunde,
Geſtatten ſie dem Bienenfeinde,
Dem Storchen, nächſt an unſern Hütten
Noch andre Sterchen auszubrüten.
Wiewol der Vortrag dieſer Biene
Dem Bienenvolck geziemend ſchiene,

So hieß man solchen doch nicht gut.
Sie faßten einen hohen Muth,
Und sprachen: Laßt uns, wie vorhin,
Uns für Undanckbare bemühen;
Wir können ja nicht besser handeln,
Als jenem Triebe nachzuwandeln,
Der uns im innern überzeugt,
Der nimmer die Geschöpfe treugt.
Drum lasset uns als Bienen leben;
Laßt uns dem Menschen Süsses geben;
Das sey der Lohn der Uebelthat,
Das sey der Ruhm von unserm Staat;
So sterben wir als rechte Bienen,
Und wir erlangen Lob bey ihnen.
Denn lebten wir für uns allein,
So könnt es wohl nicht anders seyn,
Sie hielten uns für nichts als Fliegen;
Sie würden täglich mit uns kriegen;
Sie wären stets auf uns erpicht;
Sie litten unsern Stachel nicht.
Sie schlossen; Kurtz, nichts soll uns kränken;
Wir wollen in Geduld bedencken,
Daß ihnen frey steht, uns zu morden,
Daß wir für sie geschaffen worden.

Die vierte Fabel.

Das Vögelchen und die Katze.

Ein Vögelchen sprang ohne Sorgen
In seinem Kefig hin und her;
Es schien mit jedem neuen Morgen
In seinem Hüpfen frölicher;
Und war es satt von stetem Springen,
So fings entzükend an zu singen.

Es sprach: Ich soll mich glücklich preisen,
Es will die schöngeschaffne Welt,
Was sie nur schönes in sich hält,
Sich meinen kleinen Augen weisen.
Ich sehe täglich ihre Pracht,
Die mich auch täglich frölich macht.
Wie wohl gefällt mir mein Gehäuse;
Wie trefflich schmeckt mir meine Speise;
Wie angenehm mein Tranck dazu;
Am meisten noch die stille Ruh!

Es ſprach zu ſolchem eine Katze:
Ey! ſinge du nur fort, und ſchwatze,
Und ſpringe für die lange Weile;
Gewiß wirſt du mir noch zu Theile.
Die Haſen ſelbſt in den Gebüſchen
Sind meinesgleichen nicht zu klug;
Wie denn! wie willſt du mir entwiſchen?

Worauf der kleine Vogel ſagt:
Es gehet bey dem Vogelfange
Nicht ſo, wie bey der Haſenjagd;
Du Katze, machſt mir noch nicht bange,
Du macheſt dich vergebens groß;
Du giebeſt durch dein freches Prahlen
Und durch der Augen Mörderſtrahlen
Des Hertzens Vorſatz allzu bloß.
Ey, Böswicht, laß dein Drohen ſeyn;
Mein Hertz wird mir davon nicht klein.
Dein Prahlen ſelbſt muß mir ja nützen,
Und mich für deiner Mordſucht ſchützen;
Mein Meiſter kennt der Katzen Art,
Drum hat er mich ſo wohl verwahrt.

Die fünfte Fabel.

Die frohe Lerche.

DEr Zuſtand einer Lerche war
Vergnügens halber wunderbar,
So wohl als ihres Ehegatten,
Und aller Kinder, die ſie hatten;
Sie waren wegen reinen Bluts
Geſund und ſämtlich frohen Muths;
Sie lebten ohne Nahrungsſorgen,
Und Luſt auf heut und Luſt auf Morgen,
Luſt über Luſt, Freud über Freude,
War unaufhörlich ihre Weide.

Unmöglich iſt es, ſprach die Alte,
Daß ich noch länger mich enthalte,
Mein Wohlſeyn hertzlich zu beſingen;
Ich will mich in die Höhe ſchwingen.
Gleich flog ſie auf, und in dem Flug
Sang ſie, doch ſang ſie nie genug.

Sie dacht: ſind gleich die Nachtigallen
Die beſten Sänger unter allen,
So ſoll die Lerche doch nicht ſchweigen,
Sie ſteht auch in der Sänger Reigen.

Sie ſchwang ſich folgends von der Erden
So hoch ins Reich der Luft empor,
Als wollte ſie ins Himmels Chor
Ein Mitglied jener Sänger werden.
Sie ſingt, und ſingt ſich endlich müde,
Und nach dem freudenvollen Liede
Sehnt ſie ſich nach der Ruhe wieder,
Und ſanck zu ihren Jungen nieder,
Die durch ein lallendes Getöne
Die alte liebe Feldſirene
Mit voller Hertzensluſt begrüßten,
Und mit der vollen Hertzensluſt
Die Luſt in ihrer Mutter Bruſt
Zugleich mit neuer Luſt verſüßten.

Die ſechſte Fabel.

Die Vögel und die verhaßten Eulen.

Der Eule war nicht wohl zu Muth;
Sie förchtete der Vögel Wuth,
Als ſie bey Tag aus ihrem Loch
Nebſt zweyen ihren Jungen krech.
Ach! ſprach ſie, ach! ich rieche ſchon
Der Vögel herben Spott und Hohn!

Denn gleich kam jener Wortverdreher,
Der groſſe Spöttergeiſt, der Häher,
Und ſprach, als er die dreye ſah:
Welch ein Verluſt für Africa
An drey ſo ſchönen Papagoyen!
Wie wird ſie dieſes Land bereuen!
Ich muß mit meinen kleinen Schaaren,
Den Amſeln, Droſſeln, und den Staaren,
Samt Spatzen, Meiſen, Emerlingen,
Die Nachtgeſpenſterchen umringen.

Bald kam die Schaar auf deſſen Locken,
Wie Menſchen auf den Sturm der Glocken.

Die Eulen, welche gantz gelaſſen
Auf einem dürren Aeſtlein ſaſſen,
Ertrugen alles mit Geduld;
Sie ſprachen: Thut doch nicht ſo gräßlich;
Denn ſcheinen wir euch noch ſo häßlich,
So ſind wir dennoch nicht die Schuld.
Ihr ſeht uns nie bey ſtiller Nacht;
Dies iſts, was uns euch fremde macht.
Uns fehlts noch nicht an Hülff, ihr Brüder,
Drückt ihr uns gleich ins Kath darnieder.
Wir zieren der Minerven Schild
Mit unſerm euch verhaßten Bild;
Der Göttin ſind wir unverborgen,
Sie wird noch weiter für uns ſorgen.
Noch tröſtet uns es ſey die Stille
Bey Tagszeit unſre beſte Hülle;
Und endlich weiß die Fertigkeit
Der Flügel etwas beyzutragen,
Um uns durch die ſonſt ſchnelle Zeit
Mit Fleiſch und Blut hindurch zu jagen.

Die

Die ſiebende Fabel.

Der Storch und der Dachs.

Der fette Dachs ſprach zu dem Storchen:
Freund! willſt du mir ein wenig horchen?
Wie kömmt es, daß ein Storch ſo leicht
Das gantze Rund der Welt durchſtreicht?
Er ſammelt ſich nur keine Speiſen,
Und doch weiß er ſo gut zu reiſen.
Ich, ſollt ich einen Weg, wie du,
Von vielen Tagen für mich nehmen,
So fehlte mir der Muth hierzu;
Ich würde mich mit Sorgen grämen;
Und, wie du leichtlich dencken kanſt,
Dem Tode wär ich bald im Rachen;
Es würde meinem fetten Wanſt
Der Hunger bald ein Ende machen.
Indeſſen wollteſt du, mein Freund,
Mein hochgeſchätzter Froſchenfeind,

Mich deine Kunſt zu reiſen lehren,
So will ich ſie mit Freuden hören.

Der Storch verſetzt: Dein Wanſt beweiſt,
Wie tüchtig du zum Reiſen ſeyſt.
Wer ſich zu viele Nahrung ſucht,
Und immer auf den Mangel flucht,
Für den iſt kaum ein Rath zu finden;
Ein ſolcher bleibt, wie du, dahinden.
Setz alle Nahrungsſorg hindan,
Und tritt die Reiſe muthig an;
Daneben traue dem Geſchicke,
Denck wenig an dein Loch zurücke;
Such ſüdwerts Trauben und Getreide;
Dort ſind ich meine Froſchenweide.
Willſt du die Sorgen überwinden,
Wirſt du auch dort die deine finden.
Dir diene noch zum Unterricht,
Daß meiner Reiſe gröſtes Licht
Die Hoffnung nebſt der Sehnſucht ſeye,
Davon ich keines noch bereue.

Die achte Fabel.

Die Vögel und die Nachtigall.

DIe Vögel haßten überall
Die liederreiche Nachtigall,
Nur wegen ihres Luſtgeſangs,
Und deſſen ſüſſen Zauberklangs.

Sie ſuchten ſie beſchämt zu machen,
Und ſagten: Sollen wir ſtets wachen,
Um deine Lieder anzuhören?
Laß auch einmahl, uns zu beehren,
Und unſrer Freundſchaft zu gefallen,
Des Mittags deine Lieder ſchallen.
Des Nachtes hört dir niemand zu;
Und ob dich denn noch einer höret,
Geſchiehts mit Abbruch ſeiner Ruh,
Wann ihn dein Lied im Träumen ſtöret.
Erfüllſt du dieſe Bitte nun,
So will man das Bekenntniß thun,

Daß dir in unſerm Vogelreiche
Kein Vogel am Geſange gleiche.

Die Nachtigall erwiederte:
Ey! wertheſte Befiederte,
Nur um ein ſchmeichelndes Geſchwätze
Bricht man nicht Jupiters Geſetze.
Nein; ſie ſind unveränderlich.
Wie wollet ihr denn, daß ich ſchwache
Die Wege der Natur und mich
Um euertwillen anderſt mache?
Macht ihr des Nachts die Eule ſchweigen,
So geh ich auch in euern Reigen;
Sie heulet, und ich ſinge nur;
Und dieß befiehlt uns die Natur.
Wenn gleich der Schlaf euch überfällt,
So ſchläft doch nicht die gantze Welt;
Die Nacht wird faſt von ſo viel Zungen
Als der verklärte Tag beſungen.
Vergeßt nur euern ſchwartzen Neid,
So fällt denn aller Unterſcheid
Gleich zwiſchen euch und euern Brüdern,
Und zwiſchen unſer aller Liedern.

Die

Die neunte Fabel.

Das Feldhuhn und der Rohrſpatz.

Ein Feldhuhn war noch unerfahren
Die Eyer ſicher zu verwahren;
Es ſetzte ſie nur in die Matten,
Wo ſtets die Mäder ſie zertraten.

Es gieng in einem fruchtbarn Jahre
Zum Rohrſpatz und, verzeih es mir,
Ich komme, ſagt es, Freund zu dir,
Damit ichs recht von dir erfahre,
Wo man die Eyer ſetzen ſolle,
Wofern man Junge hecken wolle.

Zu meiner Eyer Sicherheit,
Sprach dieſer, iſt Vorſichtigkeit
Das beſte Ding ſie fortzubringen.
Soll, Henne, mir die Brut gelingen,
So ſetz ich förderſamſt mein Neſt
An drey bis viere Rohre feſt,
Doch häng ichs nimmer in die Höhe,
Damit es für dem Sturm beſtehe;

Indeſſen auch nicht allzu tiefe,
Weil ſonſt das Waſſer drüber liefe.
Auch thut es noth ſich vorzuſehn,
Eh daß die Bauren Rohre mähn.
Nun, Henne, zieh hieraus die Lehre,
Die deinen Eyern dienlich wäre;
Denn meine Regeln ſind noch nicht
Auf deinen Zuſtand eingericht.

Die Henne ſprach: Gut, gut, ich ſehe
Worinn die gantze Kunſt beſtehe.
Mir ſollen künftighin die Hecken
Die lieben Eyerchen bedecken;
Dieſelben bleiben allzeit ſtehen;
Ich hatte mich darinn verſehen,
Daß ich ſie ſonſt dahin gelegt,
Wo man das Heu zu machen pflegt.
Mein kleiner Spatz, mit deinem Witze
Biſt du mir unvergleichlich nütze.
Sieht man gleich nirgends keine Hülfe,
So findt man ſie auf einem Schilfe.

Die zehnte Fabel.

Der Hund und das Königlein.

WAr gleich die Erde ſamt der Luft
Voll Froſt und Schnee und Eis und Duft,
So ſang mit nimmer ſatter Luſt,
Mehr als bey warmem Sonnenſchein,
Mit vollem Hals und froher Brüſt,
Das immer rege Königlein.

Ein böſer abgelebter Hund,
Der und den jedes Mückgen jagte,
Der und den, was ſich regte, plagte,
Eröffnete den Geifermund,
Und ſprach: Ich weiß, du muſt dich zwingen,
Willſt du bey ſolchem Wetter ſingen.
Wenn dich, wie mich, die grauſe Kälte
So märterlich und gräulich quälte,
Du würdeſt hinter ſieben Mauren
Die laue Sommerluſt betrauren.

Es ſingen nur, wie du, die Narren,
Wann aller Thiere Glieder ſtarren.
Kan ich erfrohrner in dem Stroh
Bey ſolchem herben Wetter liegen,
So bin ich unbeſchreiblich froh,
Und weiß mich nicht genug zu ſchmiegen.

Das Königlein ſprach: Bleib du froh
In deinem mir verhaßten Stroh;
Danck deinem Meiſter für das Gute:
Mich wärmt die Glut in meinem Blute;
Zugleich freut mich die Federdecke,
In welcher ich verwahret ſtecke.
So lang der Tag ſein Licht mir borgt,
Bin ich für Nahrung unbeſorgt.
Was ſoll ich über dies begehren,
Mich würd ich nur mit Gram beſchweren;
Daher ſo lang ich ſingen kan,
Setz ich mein Singen nicht hindan.

Die eilfte Fabel.

Die Meiſe und der Sperling.

Es hatte die behertzte Meiſe
Das warme Jahr durch ihre Speiſe
Nach eignem Wünſchen und Verlangen
Vollauf und ohne Müh empfangen.

Bald fing der Nordwind an zu raſen;
Es wurde durch ſein kaltes Blaſen
Des Berges Gipfel ſilberweiß,
Der Bach, der Teich, der Fluß zu Eis,
Das Feld als Stein, und durch die Kälte
Sah man in vielen Bäumen Spälte.

Ey! Vögelchen, nimmſt du vorlieb
Mit der mit Eis gewürtzten Speiſe?
So ſprach der kleine Saatedieb,
Der Sperling, zu der muntern Meiſe;
Ich fürchte ſehr, du müſſeſt ſterben,
Und durch der Kälte Grimm verderben.

Was dient dir nun dein ſtetes Springen,
Dein Hüpfen, Fliegen, und dein Singen,
Dein Zizipa, dein Zizipa?
Sing eh: O weh, mein End iſt nah!
Schau doch, wie hab ich es ſo gut;
Ich zeuge täglich friſches Blut;
Von Ueberfluß an Spelz und Gerſten
Möcht ich, du ſiehſt es ſelbſt, zerberſten.

Die aufgeweckte Meiſe ſpricht:

Nein, mein Geſchlecht vergehet nicht,
So lang im Boden Würmer leben,
Und Müken in den Lüften ſchweben.
Mein lieber Sperling, ohn ein Wunder
Geht kein Geſchlecht der Vögel unter.
Nein, wer nichts nach dem Morgen fragt,
Der lebt vergnügt und unverzagt.
Der holde Lenz mit ſeinen Schätzen
Wird meinen Mangel ſchon erſetzen;
Ich ſinge ſchon, als wär er da,
Mein Zizipa, mein Zizipa.

Die zwölfte Fabel.

Der Hund und die Maus.

Ein wohlbeleibter groſſer Hund,
Der an des Herren Tafel aß,
Und täglich ſich bis an den Schlund
Harpyenmäſſig überfraß,
Sucht auch die kleinſten Brösamlein,
Die hier und dar zerſtreuet lagen,
Und ließ die Mäuſe Mäuſe ſeyn,
Und ſie an Stühl und Bäncken nagen.

Deß ſtraft ihn eine magre Maus:
Wie ſauber räumſt du doch das Haus?
Was taugen dir ſo kleine Biſſen?
Du machſt, o Hund, auf dieſe Weiſe,
Daß wir, ſonſt ſehr bedrängte, Mäuſe,
Noch Mangels halber ſterben müſſen.

Ey! ſprach der Hund, was haſt du dich
Der Hunde Sachen anzumaſſen?
Es lebt ein jeder Hund vor ſich;
Friß du was Fliegen überlaſſen;
Laß meinesgleichen ungeſtört,
Und nimm, was jenen zugehört.

Ach! ſprach die Maus, das muß ich wohl,
Du ſackſt dich überweidig voll,
Und zwingſt mich noch, den armen Mücken
Das Bisgen Nahrung abzudrücken.
Mit Willen thät ich ſicher nicht
Zuwider meiner Mäuſepflicht.
Man kennt in aufgedrungner Noth
Noch Pflicht, noch Ordnung, noch Gebot;
Und dieſe Noth, wie ich verſpüre,
Rührt von dem Geitz der reichen Thiere.

* *

Die dreyzehnte Fabel.

Die Kuh und der Fuchs.

Fuchs, seh ich recht, so bist es du!
So sprach zum schlauen Fuchs die Kuh;
Du kömmst erwünscht hieher gegangen;
Gleich heute war ein Jahr vergangen,
Seit dem wir uns auf dieser holden Matten
In segensvollem Stand gesehen hatten.
Nun wünsch ich dir zu einem guten Jahre,
(Damit ich eitle Wünsche spare,)
Was sich für deinen Wohlstand fuchsisch schickt,
Und dich in deinem Fuchsenhertz erquickt;
Zur Sommerszeit, Kohl, Gras, und fetten Klee;
Und fällt zu seiner Zeit ein tiefer Schnee,
So wünsch ich dir nur Haber, Saltz und Heu,
Und Stroh für deine Füß, und für dein Maul
kein Spreu.

Drauf

Drauf ſprach der Fuchs: Ey! liebe Kuh;
Ich bin zum ſchönſten dir verpflichtet;
Du haſt den Wunſch auf meine Ruh
Und auf die Umſtänd' eingerichtet.
Wie trefflich trafſt du meinen Sinn,
Hertzallerliebſte Nachbarinn!
Ich muß mich hertzlich für dir ſchämen,
Wo ſoll ich Gegenwünſche nehmen?
Die dich, wie deine mich, erquicken,
Die ſich gleich trefflich für dich ſchicken.
Ich wags, und wünſche dir hingegen
Vom groſſen Jupiter den Segen;
Bald Enten, Hühner, Haſen, Dauben;
Bald aber auserleſne Trauben;
Bald Fiſchgen aus den klaren Flüſſen,
Nebſt Ueberfluß an Kirſch und Nüſſen.

Die vierzehnte Fabel.

Der Finck und die Spatzen.

Der fromme Finck, der ſeine Tage
Bisher noch ſonder Angſt und Plage
In reiner Unſchuld zugebracht,
War einſt auf Schwärmerey bedacht;
Er tauſchte Bäume, Feld und Hecken
Um einen nächſtgelegnen Flecken,
Und ſtieß zu einer Spatzenſchar,
Die frech und geil und diebiſch war.
Er macht durch ſeine Freundlichkeit,
Daß ihn die Spatzen gerne litten:
Er aber kam in kurtzer Zeit
Um die bisher geübten Sitten.
Er flog mit ihnen jedesmahl
In offne Scheunen oder Hütten,
Er ſtahl ſo gut als keiner ſtahl.

Er dacht zulezt, es möchte fehlen,
Er würde ſchwerlich alt beym ſtehlen.

Er

Er merckte ſchon an vielen Orten
Allhier Geſchoß, und Schleiffe dorten.
Der beſte Rath iſt, daß ich ſcheide,
Und die verwegne Freude meide.

Die Spatzen munterten ihn auf,
Er ſollte nur ein Hertze faſſen
Und ihre Bande nicht verlaſſen.
Sie ſagten: Halte ferner mit,
So wirſt du deiner Zagheit quitt.

Nein, ſprach der Finck, ihr guten Freunde,
So ſehr werd ich mir nicht zum Feinde.
Sollt ich den Umgang mit euch Dieben
Mehr als mein eigen Leben lieben?
Die Stille nebſt Zufriedenheit,
Die Dieberey mit Bangigkeit,
Wie beyde die und dieſe waren,
Hab ich nunmehr genug erfahren;
Und kurtz; die geilen Spatzen ſtincken,
Ich gehe wieder zu den Fincken.

Die fünfzehnte Fabel.

Die Schafe und die Dauben.

Vergälltes Leben unter Thieren,
Wo Feindſchaft, Neid und Haß regieren,
Wo Raub, Verrätherey und Liſt,
Der angenommne Glauben iſt!

So hörte man bey vielen Plagen
Die ſtets verfolgten Lämmer klagen.

Sie ſagten: Kan denn auf der Erden
Kein Thiergeſchlecht gefunden werden,
Mit dem wir in Zufriedenheit,
So wie wir fromme Lämmer pflegen,
Die ohne dies ſo ſchnelle Zeit
Im Frieden wüßten hinzulegen?

Ein kluges Lamm ſtillt dieſe Klagen;
Vermuthlich würden wir uns leicht
Sprachs, mit dem Daubenvolck vertragen,
Weil dieſes uns darinnen gleicht,

Daß

Daß, was wir von den Wölfen wissen,
Sie von den Sperbern klagen müssen.

Worauf sie bald durch einen Bothen
Den Dauben ihren Gruß entbothen;
Daneben liessen sie bedeuten,
Wie sehr sich alle Schafe freuten,
Wenn sie der Dauben Freundschaft hätten,
Um welche sie von Hertzen bäten.

Wer war zufriedner als die Dauben?
Kaum dorften sie die Ehre glauben;
Die Freude war so groß bey ihnen,
Daß alle wie verzücket schienen.
Sie eilten durch der Lüfte Bahn,
Und langten vor dem Bothen an.
Bald sah man eine süsse Stille,
Der einen war der andern Wille;
In gleicher Einfalt, gleiche Triebe;
Das war die Nahrung ihrer Liebe.
Die Harmonie war auserlesen,
Nur war ihr allergröstes Leid,
Daß sie solch eine lange Zeit
Einander unbekannt gewesen.

Die sechszehnte Fabel.

Der Fuchs und der Käfer.

Es kroch ein Käfer auf dem Lande
An eines schnellen Flusses Strande,
Und seiner ward ein Fuchs gewahr,
Der in derselben Gegend war.
Er that dem Käfer den Verdruß,
Und stieß ihn gählings in den Fluß.
Doch kam er wieder frisch empor,
Und kroch dem Strand nach, wie zuvor.
Gleich aber kam der Böswicht wieder,
Und drückt ihn auf den Boden nieder;
Und sprach: Halt inn, du must nicht gehn,
Für diesmal must du stille stehn.
Der Käfer sucht durch einen Flug
Dem Schalck für immer zu entrinnen,
Doch fruchtlos wurde sein Beginnen,
Weil er ihn wieder abwärts schlug.

Der Käfer sprach: Man sollte glauben,
Du thätest dies um dessentwillen,
Mich meiner Freyheit zu berauben.
Nimm sie, gereicht dirs nicht zur Schmach;
Ich frage nicht so viel darnach;
Mein bleibt inzwischen doch der Willen.
Bist du gleich nunmehr meiner mächtig,
Ist doch der Nachruhm nicht gar prächtig,
Wenns bey den grossen Thieren heißt,
Der Fuchs kan einen Käfer zwingen,
Der weder schlägt, noch stößt, noch beißt.
Dies wird dir wenig Ehre bringen.
Geh, schwacher Käfer toller Sieger,
Geh, wage dich an einen Tieger,
Und laß mich, hast du den zerrissen,
Die That durch einen Bothen wissen.
Dann wird man, Fuchs, von dir vermelden,
Du stehest in der Zahl der Helden.

* *

Die ſiebenzehnte Fabel.

Der Auerhahn und die Wachtel.

Es Weitzenfeldes göldne Zierde
Reizt eines Tags den Auerhahn,
Daß er vor brennender Begierde
Und Lüſternheit ſich nicht beſann;
Er flog mit ſchlagendem Gefieder
Sogleich vom Berg ins Feld hernieder.
Kaum aber war er eingeſeſſen,
Muſt er der raſchen Luſt vergeſſen.
Denn als er öfternahls verſucht,
Sich aus dem Feld empor zu ſchwingen,
So mocht es, wegen dichter Frucht,
Mit aller Müh ihm nicht gelingen.

Er ſprach: Ich bin recht ſchlimm daran,
Weil ich allhier nicht fliegen kan;
Und wollt ich gleich zu Fuſſe gehn,
So geh ich nur die falſchen Wege;

Dann machet mich die Hitze träge,
Sie iſt für mich nicht auszuſtehn.

Er rief um Hülf in der Gefahr,
Gleich flieget eine Wachtel dar.
Sie ſagte: Vogel, unverzagt!
Vertraue dich nur deiner Magd,
Und fürchte nicht, daß du verſchmachteſt;
Wenn du mich kleine nicht verachteſt,
So helf ich dir noch ungebeten,
Und will dich von dem Tode retten.

Verachten! Sprach der Auerhahn:
Die Hülffe nehm ich danckbar an;
Und würde wahrlich mich nicht ſchämen,
Sie von Ameiſen anzunehmen.

Die Wachtel ſprach: Thu nur gemach,
Und geh mir auf dem Fuſſe nach.

Der Marſch gieng beyden gut von ſtatten,
Sie bracht ihn in die offnen Matten.

Die achtzehnte Fabel.

Der Frosch und der Storch.

Nach eines nahen Sees Gestade
Flog einst der Storch so rasch und grade,
Als schösse man den schnellsten Pfeil
Längst einem angespannten Seil.

Ein Frosch, der sich am Land verweilt,
Sieht sich von ihm fast übereilt.
Er fürchtet jeden Augenblick,
Dem Feind zur Speis und Raub zu werden:
Doch ließ der Storch, zu seinem Glück,
Sich ziemlich weit von ihm zur Erden.
In dieser dringenden Gefahr
Sprang er so viel ihm möglich war.

Der Storch, der seine Sprünge kennte,
Und ihn bey seinem Namen nennte,
Rief, um ihn tödlich zu erschrecken:
Willst du noch eins zur Letze quäcken,

So quäck, eh ich dich bald zerdrücke,
Und in das Todtenreich verſchicke.

Der Froſch dacht voller Angſt und Schrecken:
Ja Morgens will ich wieder quäcken,
Wo mich noch jezt, und dieſe Nacht,
Des Jupiters ſein Aug bewacht.
Und dann ſoll dieſer Zufall mir,
O Jupiter, ich ſchwör es dir!
Ins künftige zur Warnung dienen,
Daß ich mich nimmer in dem Grünen
So weit von Hauſe ſoll begeben;
Dann ſorg ich beſſer für mein Leben.

Indeſſen eilt er immerhin
Dem nahen Feinde zu entfliehn;
Und endlich als es ihm gelang,
Daß er in ſeine Pfütze ſprang,
Sprach er: Nun wird ſich meinetwegen
Mein Feind zur Noth mit Kraut verpflegen.

Die neunzehnte Fabel.

Die Lerche und der Storch.

Die Lerche, die in ſtetem Singen
Mit ihren beyden kleinen Schwingen,
Als Segelgen, das Reich der Lüfte
Faſt eine Meile hoch durchſchifte,
Ließ endlich ſich der Erde zu,
Um nächſt bey Teichen und Gebüſchen
Im Thau ſich wieder zu erfriſchen.
Bald aber ſtöret ihre Ruh
Ein Storch, der dort ſpatzieren ging,
Und Froſchen oder Bienen fing.

Biſt du hier, ſprach der Storch zur Lerche,
Ein Hertz gefaßt, du weiſt, die Störche
Verſchlingen kein gefiedert Thier;
Drum traue mir, und bleibe hier.
Für Störchen muſt du nicht erſchrecken;
Es ſoll noch meine Gegenwart

Dich vor dem Stoß des Sperbers decken;
Was Federn hat, iſt einer Art.

Gar recht, erwiederte die Lerche,
Mein Leib iſt viel zu klein für Störche.
Doch ſind die Froſchen faſt ſo klein,
Und ſchlingſt du ſie ſo ſchnell hinein.
Was, mehr iſt, friſſeſt du ja Bienen,
Die Meiſen nur zur Speiſe dienen.
Nein, nein; dein blutgefärbter Schnabel
Lehrt mich, es ſeye keine Fabel,
Du könneſt ſelbſt die gröſten Schlangen
Mit deinem langen Schnabel fangen.

Ey, Vivant, ruft ſie, meine Flügel!
Und flog auf einen ſichern Hügel.

Die zwanzigſte Fabel.

Die unbeſonnene Schnecke.

Die junge halb gewachſne Schnecke,
Die ſelten melancholiſch war,
Lag dort in einer dichten Hecke
Und ſprach: Ey, ey! nur immerdar
Auf einer gleichen Stelle kleiben,
Iſt wohl im Stand mich aufzureiben!
Friſch auf, und in die weite Welt,
Laß ſehn, wie man ſich dort verhält!
Und um den langen Weg zu kürtzen,
So faß ich klüglich den Entſchluß,
Mich in den nächſtgelegnen Fluß
Auf gut Gerathewohl zu ſtürtzen.

Die Mutter, welcher dies mißfiel,
Sprach: Albers Kind, du ſchwatzeſt viel,
Und dein Geſchwätz erſchrecket mich;
Die Flüſſe ſind nicht für uns Schnecken;

Und wie? Würd unterweges dich
Ein ſchlauer Schneckenfeind entdecken?

Ho, ho! ſprach jene, Mütterlein,
Dem Feind werd ich gewachſen ſeyn.
Wir Schleicherinnen ohne Füſſe
Bedienen uns mit Recht der Flüſſe.

Die Mutter ſprach: O dummes Kind,
Biſt du dir ſelbſt zum Unglück blind?
Du wirſt, ich weiß es, gleich verſincken,
Wo nicht, ſo wirſt du gar ertrincken.

O nein, ſprach ſie, ſeh ich die Noth,
So will ich emſig landwärts eilen.
Für diesmahl hab ich mit dem Tod,
So viel ich weiß, noch nichts zu theilen.

Sie ſezt der Mutter Wort hindan,
Und trat die Reiſe ſchleunig an.
Bald aber ſah ſie an dem Strand
Den Storchen hin und her ſpatzieren.

O Schade! ſoll mein Vaterland
Solch einen friſchen Burſch verlieren!
Schrie ſie, denn dieſer laurt auf mich;
Da hilft nun weder Flehn noch Bitten;
Und in noch ſechs bis ſieben Schritten
Hat er mich arme ſicherlich.

Damalen, aber jezt zu ſpath,
Erkannte ſie der Mutter Rath,
Und ihren unbedachten Gang,
Als ſie der Storch hinunterſchlang.

Die ein und zwanzigſte Fabel.

Der Aal und deſſen Bruder.

Zu ſeinem Bruder ſprach ein Aal:
Komm, Bruder, laßt uns auch einmal
Zum Zeitvertreib mit andern Thieren
Ein wenig auf dem Land ſpatzieren;
Ich wünſcht ich könnte gehn und rennen,
Wie ſolches viergefüßte können;
Noch ferner, daß ich jemand kennte,
Der Aale-Schnäbel machen könnte.
Das Schnappen wird mir zu gemein,
Und Bicken ſoll mir luſtig ſeyn.

Sein Bruder ſprach, nicht ohne Lachen:
Was ſind mir das vor Siebenſachen?
Ich halt es vor ein Spottgedicht;
Kurtz, Bruder Aal, du kennſt dich nicht.
Ich bitte dich doch anzuhören,
Wie ungebundne Lüſternheit

In einem ſchnellen Winck der Zeit
Sich kan in Todesangſt verkehren:
„ Die Schnecke haßte jüngſt, wie du,
„ Sich, ihren Wohlſtand, und die Ruh,
„ Als, wider ihrer Mutter Rath,
„ Sie einen albern Weg betrat.
„ Kaum aber ſchlich ſie aus den Hecken,
„ So fühlte ſie des Todes Schrecken,
„ Dieweil der Storch mit langen Schritten
„ Ihr unverſehns entgegen kam.
„ Da half kein Klagen und kein Bitten,
„ Daß er ſie nicht begierig nahm.„
Such keine Wolluſt auf dem Land,
Wo mancher ſchon ſein Unglück fand,
Der ſonſt im Waſſer ſeine Zeit
In ungeſtörter Frölichkeit,
In ſeinem angenehmen Bette,
Dem ſanften Schlamm, verſchliffen hätte.

Der andre ſagte: Sind die Sachen
Beſchaffen, wie du mir erzehlt,
So hatteſt du wohl Fug zu lachen,
Da ich der Thoren Weg erwehlt.

Dir danck ich für den weiſen Rath,
Der mich vor einer nahen Noth,
Ja für dem ſelbſtgeſuchten Tod,
So brüderlich beſchirmet hat.
Die Treue will ich dir indeſſen,
Mein Bruder, nimmermehr vergeſſen.

Die zwey und zwanzigſte Fabel.

Die Schwalben.

Als ſich zur Herbſtzeit nach und nach
Die Kühle mercklich ſpüren ließ,
Und jezt mit mehrerm Ungemach
Des Nordens Hauch zu ſolcher ſtieß,
Empfand die alte Schwalbe bald,
Daß es ſich eilends retten galt.

Sie fliegt ſofort den Teichen zu,
Und rüſtet ſich zur Wintersruh,
Um jener Zeiten zu erwarten,
Die ſich für ſie ſchon manchen Lentzen
In dieſen ſonſt ſo feuchten Gräntzen
In ſchönſter Klarheit offenbarten.

Sie nahm die lieben Jungen mit,
Um ihnen dieſen naſſen Schritt
Durch gutes Beyſpiel zu belieben.
Bald ſahe man die Alte ſich

Schon wircklich im Benetzen üben.
Dies ſchien den Jungen wunderlich,
Und eine ſagte zu der andern:
Ey, welch ein eckler Weg zum Wandern!
Wer ſtürzt ſich gern mit Vorbedacht
In eine ſchwartze, kalte Nacht?
Nein, nein, der Kälte zu entweichen
Eilt niemand zu den feuchten Teichen.

Nichts deſto minder regte ſich
In jedem Schwälbgen innerlich
Ein Etwas, welches immer ſprach:
Fort, fort, folgt eurer Mutter nach.

Die Alte friſcht ſie dapfer an,
Und ſagte: Kinder, glaubt es mir,
Den Schritt hab ich ſchon oft gethan;
Kömmt es euch gleich ſo ſeltſam für.
Ein heldenmüthiger Entſchluß
Verſchaft euch ſicher den Genuß
Von jenen oft gelobten Zeiten,
Von tauſend neuen Lieblichkeiten.

Wagts nur; durch Zaudern würd es immer
Für unſern ernſten Vorſatz ſchlimmer.
Und als ſie noch ein Lied geſungen,
Sprach ſie, nun gute Nacht, ihr Jungen,
So muß es, und nicht anders ſeyn;
Und ſenckt ſich in den Teich hinein.
Die Schwalbe fügte ſo die That
Zu ihrem wohlgegründten Rath.

Ihr Beyſpiel lockt die Jungen an,
Sie thaten ſo, wie ſie gethan.
Der Winter kam mit kalter Luft,
Mit Schloſſen, Schnee, mit Eis und Duft;
Dann folgt des Jahres ſchönſte Zeit,
Voll Wonne, voller Lieblichkeit;
Und von des Zephirs lauem Weben
Kam in die Schwalben neues Leben.
Sie rühmten alle, daß die Stunden
Mit ſolcher Schnelligkeit verſchwunden,
Als hätten ſie nur eine Nacht
Mit ſanftem Schlummer zugebracht.

Die drey und zwanzigſte Fabel.

Die Wachteln.

EIn unzählbares Wachtelnheer
Befand ſich allbereit am Strande,
Und zielte ſtündlich über Meer
Nach jenem weit entfernten Lande.

Eh ſie die Seefahrt unternahmen
Verſchlückten ſie vom Bilſemſaamen,
Wenn ſie dies Mittel eingenommen,
Von ihrer Fettigkeit zu kommen;
Dieweil des Fettes ſchwere Bürde
Sie ſonſt am Striche hindern würde.

Doch hörte man die Jungen zancken.
Die einen ſagten: Wir erkrancken,
Wenn wir ſo viele Tage faſten;
Wer giebt uns unterweges Speiſe
Für eine ſolche lange Reiſe?
Die andern ſagten: Auszuraſten

Iſt auf dem gränzenloſen Meer
Kein Aufenthalt für unſer Heer.

Die Alten ſprachen: Sorget nicht,
Es dienet euch zum Unterricht,
Daß wir nicht eh von Lande gehen,
Bis daß die guten Winde wehen.
Auch finden wir bey Sturm und Wetter
Im Meer an allen Orten Blätter,
Auf welche ſich die Müden ſetzen,
Und dieſes ſonder ſich zu netzen.
Uns iſt es noch, ihr lieben Jungen,
Auf allen Reiſen wohl gelungen.

Die kluge Rede fand Gehör;
Sie machten ſich gefaßt zur Reiſe,
Und thaten nach der Alten Weiſe.
Sie flogen frölich über Meer,
Und ſie erfuhren, gleich den Alten,
Daß Jupiter die gantze Schaar
In augenſcheinlicher Gefahr
Durch ſeinen weiſen Schutz erhalten.

Die vier und zwanzigſte Fabel.

Der ruhmſüchtige Bär.

EIn auf die Ehr erpichter Bär
Saß in dem Schnee bey einem Strauch,
Und dacht: Ey, wüſts die Nachwelt auch,
Wie groß mein Leib geweſen wär,
Ich würde ſelbſt nach meinem Sterben
Bey ſolcher Danck und Ruhm erwerben.

Er ſprach darüber ſeine Jungen,
Und ſagt: Ich ſehe mich gezwungen,
Daß ich den groſſen Körper meſſe,
Damit ich deſſen ſeltne Gröſſe
Der Nachwelt ſo für Augen lege,
Daß ſie es deutlich faſſen möge.

Bald fielen ihm die Jungen bey,
Und ſchwuren: Ja bey unſrer Treu,

Wir ſahen auch ſchon viele Bären;
Jedoch es wird noch lange währen,
Eh daß in unſerm Königreiche
Sich einer dir an Gröſſe gleiche;
Deßwegen ſey darauf befliſſen,
Daß es die ſpäten Enckel wiſſen.

Der Alte dacht izt allgemach
Dem edeln Unternehmen nach,
Und rief, als ers zulezt erfunden,
Indem die Kinder um ihn ſtuhnden:
Fürwahr, es haben Kunſt und Wiz
In meinem Körper ihren Siz.

Stracks leget er ſich in den Schnee,
Er ſtreckt die Pfoten in die Höh,
Und heißt die Kleinen auf ihn treten;
Dann ſagt er: Jezo will ich wetten,
So ſieht man Haut, ſo ſieht man Haar,
Zuſamt der Gröſſe ſonnenklar.
Kein Fürſt hat noch in ſeinem Schild
Von einem Bär ein ſchöners Bild.

Ein jeder von den Jungen preiſt
Des alten Bären ſeinen Geiſt,
Indem den Abdruck ſie betrachten,
Und ihn des Urbilds würdig achten.
Ein jeder ſpricht: Es iſt gerathen;
Fürwahr der Alte hats errathen.

Sie dachten alle nicht ſo weit,
Daß dieſes Werck trutz ſeiner Würde,
Trutz aller ſeiner Aehnlichkeit,
Im nächſten Schnee vergehen würde,
Der wircklich noch denſelben Tag
Schon auf des Bären Kunſtſtück lag.

Die fünf und zwanzigſte Fabel.

Der Entrich und der Fuchs.

Der ſchlaue Fuchs ſah nach den Eicheln
D:s Nachts den wilden Enter fliegen,
Und um den lekern Raub zu kriegen
Fing er demſelben an zu ſchmeicheln.
Er lockt ihn ſanft nach dem Gebüſch,
Und wies ihm einen friſchen Fiſch,
Er ſprach: Nimm dieſen ſeltnen Biſſen,
Die bittern Eicheln zu verſüſſen.

Der Entrich ſchwazt ſich höflich aus:
Noch einen Fiſch auf meinen Schmauß!
Ich müßte, ſprach er, ſchier erworgen.

Ey, ſprach der Fuchs, nimm ihn für Morgen!
Der Entrich ſagt: Auf einen Fiſch
Halt ich nicht viel, er ſey denn friſch.
Ich weiß es, daß ihn über Nacht
Das ſchwüle Wetter ſtinckend macht;

Es werden morgens ſich die Raben
Begieriger an ihm erlaben.

Dem Fuchs entfiel ſein Räubermuth
Nach dieſem ſüſſen Entenblut;
Doch eben in derſelben Nacht
War er auf neue Liſt bedacht.
So viel er Eicheln konnte finden,
Verſcharrt er alle nächſt bey ſich,
Und deckt ſie noch mit Eichenrinden,
Und that als ſchlief er härtiglich.

Der Entrich kam des Morgens wieder,
Und ließ ſich bey den Eichen nieder.
Er fand von Eicheln keine mehr;
Wo ſind ſie, ruft er, hingekommen,
Fuchs, ſage, wer hat ſie genommen?

Doch Reincken hatte kein Gehör.
Drauf flog mit ſchnatterndem Geſchrey
Der Entrich ihm beym Kopf vorbey,
So daß der Schalck gleich nach ihm ſchnapte,
Doch ihn zum Glücke nicht ertapte.

Er ſprach: Wie haſt du mich erſchreckt,
Warum haſt du mich aufgeweckt?
Unfehlbar ſiehſt du nach den Eicheln;
Ich ſag es, ohne dir zu heucheln,
Du wirſt ſie unter dieſen Rinden
Gehäuffelt bey einander finden.
So, dacht ich, werden wilde Dauben
Sie diesmal meinem Freund nicht rauben.

Nein, ſprach der Entrich, dies ſey fern,
Ich laſſe ſie den Dauben gern;
Auch wiſſe, daß ich dir mithin
Noch lange nicht gewiedmet bin.

Die sechs und zwanzigste Fabel.

Der Krebs und der Frosch.

EIn Krebs kroch auf dem trucknen Lande,
Bey einem Sumpf im grünen Gras,
Woselbst ein Frosch am gleichen Strande
Nebst andern frohen Quäckern saß.

Wie bin ich doch so übel dran,
Sprach er, mein lieber Frosch, ich kan
Unmöglich durch den Rasen kommen,
Es hat ein Krampf mich übernommen;
Daneben tödet mich die Hitze.
Komm, schleppe mich doch in die Pfütze,
Mein wackrer Frosch, hilf mir aus Noth,
Und rette mich vom nahen Tod;
Hierzu hast du schon Stärcke gnung;
Erlaube mir, daß ich so lange
Dir an dein glattes Beinchen hange,
Bis du durch einen frischen Sprung

Mit mir in unſre Pfütze ſpringeſt,
Und mich zu meinem Volcke bringeſt.

Du mutheſt mir nicht wenig zu,
Verſezt der Froſch, biſt heute du
Das erſte mahl ans Land geſtiegen?
Wenn Froſchen kranck danieder liegen,
So ruffen ſie nur ihren Brüdern,
Die ſie zu retten ſich nicht widern.
Verzeih es mir, für meine Haut,
Mein Krebs, haſt du zu harte Schären,
Mich dünckts, wo man ſie recht beſchaut,
Als wenn es ſcharfe Klauen wären.
Daneben giebt es noch mehr kleine
An jedem deiner kleinen Beine.
Der Handel iſt für mich zu wichtig;
Wer weiß, iſt deine Rede richtig?
So bald ein Starcker Schwachen ſchmeichelt,
So glaube man nur, daß er heuchelt,
Und Heuchlern ſoll man niemals trauen.
Genug, mir grauts für deinen Klauen.

Die sieben und zwanzigste Fabel.

Das Rehe und sein Junges.

Ein junges muntres Rehe
Sprang seitwärts bald, bald in die Höhe,
Bald krum̃, bald grad, bald rasch, und bald gemach,
Bis daß zu solchem seine Mutter sprach:

Mein Kind, durch deine Wundersprünge
Machst du mir freylich viele Lust;
Doch halte mein Erinnern nicht geringe,
Dergleichen Sprünge schwächen deine Brust.
Die Zeiten sind indessen wandelbar,
Denn gerne mischet sich mit Muthwill die Gefahr.

Das Junge sprach: Der Kummer drücket
mich noch nicht,
So lange mirs am Grünen nicht gebricht;
So lange noch der Thau das edle Gras erfrischet,
Und sich der Jugend Feur mit meinem Blute mischet.

Gleich

Gleich hörten ſie nicht weit von ihrem Läger
Des Todes Vorbot, einen Jäger.

Das Alte hielt ſich ſtill, und traute den Gebüſchen,
Das Junge dacht: Mich wird der Würger nicht erwiſchen.
Ich weiß, daß er noch heute ſeinen Gang bereut,
Auch daß mein raſcher Lauf mich von der Noth befreyt.
Indeſſen hatt es recht das, was es floh, gefunden,
Es ſah ſich zwiſchen vielen Hunden.
Ein ſchneller Schrecken vor dem Tod
Vermehrte ſeine ſchwere Noth.
Es floh der Leib, es flohen auch die Sinnen,
Je mehr es lief und bey ſich ſelber kämpfte,
Je mehr der Jaſt aus ſeinem Leibe dämpfte,
Je weniger mocht es entrinnen.
Es ward bis auf den Tod gejagt,
Und von der Mutter ſchon vor todt beklagt;
Bis endlich noch zu ſeinem Glücke
Ein unverſehenes Geſchicke

Den Hunden ſeine Spur benahm;
Worauf es athemlos zu ſeiner Mutter kam,
Zu welcher es ſo lahm als ſchwach
Mit abgebrochnen Worten ſprach:
Mit Wort-n w-ll ich d-r d-s M-rg-ns dancken,
Kaum k-n ich -s heut -n Gedancken.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die acht und zwanzigſte Fabel.

Der betrogene Fuchs.

Der Vögel gräulicher Verderber,
Der auf den Raub erpichte Sperber,
Der ſtets auf hohen Bäumen wohnte,
Fing ſo viel Vögel, als er konte.

Der Fuchs, dem dieſes wohl gefiel,
Sprach: Könnt ich, wie der Sperber, fliegen;
Wie hätt ich ein gewünſchtes Spiel,
Wie wollt ich viele Vögel kriegen;
Jedoch es iſt mein Wunſch verlohren,
So wünſchen ausgemachte Thoren.

Er ſah den Marder bald darauf,
Wie er in ungehemmtem Lauf
Den Eichhorn auf des Baumes Aſte
Im Sprung mit ſeinen Pfoten faßte.

Gut, gut, sagt er, nun seh ich hier
Selbst auch ein viergefüßtes Thier
Gantz hurtig auf den Bäumen springen;
Nicht minder soll es mir gelingen.
Die Kunst muß ich mit meinen vieren
Auch in der obern Luft probieren.
Mißlingt die Absicht des Versuchs,
So bleib ich wie vorhin ein Fuchs.

Er stieg so bald auf eine Weide,
Die gantz gebückt gewachsen war;
Er sah auf solcher einen Staar;
Ha, ha, welch eine Schnabelweide!
Dacht er, und wagte gleich den Sprung,
Der ihm abscheulich wüst mißlung.

Er fiel, und sanck, und schrie: Ey, ey!
O weh! Ich hab ein Bein entzwey.
So geht es, will man alles können;
Der Staar wird mir es hertzlich gönnen.
Ich lasse mir von hohen Bäumen
Hinfort nicht mehr so närrisch träumen.

Die neun und zwanzigſte Fabel.

Der Taucher und die Enten.

DEr Taucher ſah ſich lange Zeit
Von Ungemächlichkeit befreyt;
Er ſaß bequem in reichen Teichen,
Und fand ſich in ſo edlem Stand,
Daß kaum ein Taucher in dem Land
Sich dieſem wußte zu vergleichen.

Lezt ward er einer Entenſchaar
Zu ſeinem Ungelück gewahr;
Sie flogen über ihm vorbey;
Er dacht: Da macht, bey meiner Treu,
Ein groſſer wilder Entenflug
Unfehlbar den gewohnten Zug
In das berühmte Niederland,
Das mir nur vom Gerücht bekannt.
Hier wird ſich nun der Anlaß fügen,
Mit dieſer Entenſchaar zu fliegen.

Er rufet ungesäumt zu ihr,
Wie weit geht euer Flug von hier?

In ferne Länder, sprachen sie,
Du tummer Taucher, komm und sieh;
Dort sind für Millionen Gäste
Canäle, Pfützen, und Moräste
Mit leckern Speisen angefüllt;
Komm, eile, wenn du mit uns willt.

So bald verließ er seinen Ort,
Und flog mit diesen Enten fort.

Sie eilten durch der Lüfte Bahn,
Und langten dorten glücklich an;
Und ein bezaubernd schöner Teich
Gefiel den Enten allen gleich;
In welchen sie sich niedersetzten,
Und sich nach Hertzenslust ergetzten.

In diesem holden Elemente
Befand sich eines Weidmanns Ente,

So,

So wie es ſchien, in beſter Ruh,
Und lockte ihnen ſänftlich zu.

Bald lieſſen alle ſich betrügen,
Und ſchwammen mit behenden Zügen
Nach ihrer fern vermeinten Noth,
Nach ihrem ungeſuchten Tod.

Denn nach dem angefangnen Schwärmen
Entſtuhnd ein allgemeines Lärmen;
Es ſuchte jede fortzukommen,
Woſelbſten ſie hineingeſchwommen.
Umſonſt; ſie ſahen ſich betrogen,
Die Netze waren ſchon gezogen,
Und keine von der Schaar entrann;
Sie waren ſämmtlich eingethan.
Der Taucher mußte vor den andern
Ins Reich der Abgeſtorbnen wandern.

Die dreyſſigſte Fabel.

Die mißvergnügten Hirſchkühe.

Als eine Hirſchkuh tragend war,
Sucht ſie dergleichen noch ein Paar,
Und ſchwazt denſelben tröſtlich ein,
Sie ſollten mit ihr über Rhein
In eine neue Landſchaft gehn.

Sie ſagte: Werthe Nachbarinnen,
Ihr könnet für euch ſelber ſehn,
Wie hier, Getraide zu gewinnen,
Der Nutzen kaum die Mühe zahlt;
Ihr ſeht die Menge unſersgleichen,
Und ihre herrſchende Gewalt.
Dies nöthigt uns von hier zu weichen;
Ihr Lieben, kommt mit mir, ich habe längſt gehört,
Daß über jenem Fluß, woſelbſt die Schweitzer
So viele leere Wälder liegen; (pflügen,
Wo ohne Müh und ungeſtört

Wir

Wir edle Speiſe haben können.
Die Herren ſind wir dorten ſelber,
Die Förſte ſtehn uns alle zu,
Sie ſind für uns und unſre Kälber;
Dort herrſchet Sicherheit und Ruh;
Wer wollte ſich von uns ein ſolches Glück nicht gönnen?

Wir folgen dir, der Rath iſt gut,
Sprach iede mit getroſtem Muth;
Nur auf, und fort, je eh je lieber!
Sie ſezten durch den Rhein hinüber,
Und traten glücklich an das Land.
Sie lobten ihren neuen Stand,
Der Berge fette Fruchtbarkeit,
Füraus die ſtille Sicherheit;
Bis daß ein Knabe ſie erblickte,
Der Beeren in dem Walde pflückte.
Derſelbe floh, erfüllt von Schrecken,
Mit ſchnellem Lauf in ſeinen Flecken;

Wo er erzählt, was er gesehn,
Und wie zu seinem Glück geschehn,
Daß ihn die Thiere nicht gefressen.

Die Jäger merckten sich indessen
Den deutlich angezeigten Ort,
Und eilten gleich mit Hund- und Flinten fort.
Die Thiere wurden bald gejagt,
Die Noth ward groß, das Hertz verzagt;
Wiewol indessen durch die Flucht
Noch jedes seine Rettung sucht.

Doch was geschah? Des Jägers Bley
Ereilte von den Thieren zwey;
Und bis an eines Flusses Bord
Trug dies das eine mit sich fort,
Wo es vor grossem Durst noch trinckt,
Und trinckend in das Wasser sinckt.
Das andre, so verwundet war,
Gab sich dem Schicksal willig dar,
Und legte noch sein Hirschkalb ab,
Bevor es sich dem Tod ergab.

Das dritte, ſo noch Zeit gewann,
Und dem ſo ſchnellen Bley entrann,
Schwamm ſeiner niegekannten Ruh
Und ſeiner alten Heimath zu.
Daſelbſt erzählt es allen andern
Ihr allzu übereiltes Wandern,
Die zugezogne groſſe Noth,
Und ſeiner beyder Schweſtern Tod.

* *

Die ein und dreyſſigſte Fabel.

Die freundloſen Mücken.

Ey! finden ſich denn allenthalben
Die nimmer mückenſatte Schwalben!
So klagt ein Schwarm von kleinen Mücken,
Und ſprach: Der beſte Rath iſt fliehn,
Wir wollen nach den Wolcken hin.

Sie nahmen himmelswerts den Flug.
Doch fruchtlos war der hohe Zug;
Mit ihnen flog ihr Ungemach.
Die Schwalben folgten ihnen nach,
Und fraſſen ſie bey Millionen;
Die Mücken ſpürten kein Verſchonen.

Sie hofften beſſer zu entwiſchen,
Verſteckten ſie ſich in den Büſchen;
Doch tauſend wurden da noch heute
Dem andern Federvolck zur Beute.

Sie flogen nach den tiefen Gründen,
Daſelbſt mehr Sicherheit zu finden,
Wo man nur See und Teiche ſah.
Sie dachten, niemand wohnte da.
Allein auch dieſer Rath mißlang,
Weil ſie das Schuppenheer verſchlang.

Sie ſchrien unter Weh und Ach:
Was will es endlich mit uns werden!
Sie ſenckten ſich bis zu der Erden.
Erſt ward die Plage tauſendfach;
Eydexen, Kröten, Froſchen, Spinnen,
Und Natern nahmen ſie von hinnen.

Ach, ſprachen ſie, wir arme Mücken!
Von uns weiß niemand unſre Noth
Mit Worten gnugſam auszudrücken;
Wir ſämmtlich ſind ſo gut als todt!

Die Spinn, ihr Erßfeind, unterbrach
Der Mücken angeſtimmtes Ach,
Und ſprach: Denckt doch, ihr armen Thoren,
Wozu faſt jedes Thier gebohren.

Iſts euch alleine nicht bewußt?
Wie wollt ihr euch mit Recht beſchweren?
Ihr lebt, wie wir, für euch zur Luſt,
Daneben andre zu ernehren.
Es bringet euch doch viel Vergnügen,
Daß ihr ſo trefflich könnet fliegen.
Man wird auch ſtets die Mücken preiſen,
Daß ſie ſo viele Feinde ſpeiſen.

Die zwey und dreyſſigſte Fabel.

Der Haſe und der Käfer.

Ein Haſe kam des Abends aus dem Wald;
Es ſah der Feige nicht ſo bald
Den Käfer nächſts bey ihm mit fünf bis ſechs Ameiſſen,
Doch allzeit fliehend, ſich zerbeiſſen,
So ſprach er: Ey, was muß ich an dir ſehn,
Darfſt du denn nicht vor dieſen ſtille ſtehn?
O du verzagte Memme du!
Halt Stand, und ſchlage hertzhaft auf ſie zu;
Du kanſt ſie ja mit deinen vielen Waffen
Nach deinem Wolgefallen ſtraffen.

Der Käfer giebt nichts drum, er doppelt ſeine Schritte,
Damit er ſich des kleinen Feinds entſchütte.
Er flieht mit wolbedachter Hurtigkeit,
Bis er der Räuber ſich befreyt,

Und durch die fortgeſezte Flucht ſie überwindet,
Recht froh, daß er ſich izt in Sicherheit befindet.

Kaum daß der kluge Käfer ausgeruht,
Erfuhr er auch des Haſen Heldenmuth,
Der kürtzlich ihn für einen Zagen hielt,
Doch izt die Zagheit bey ſich ſelber fühlt:
Ein Eichhorn warf ihm was von Graſe
Von einem Eichbaum auf die Naſe.
O Noth! wie zaghaft floh der Held
Mit ſchnellen Sprüngen aus dem Feld.
Noch hat die Scham mit Furcht vermiſcht
Zur Flucht ihn ſtärcker angefriſcht.

Drauf rief der Käfer überlaut:
Ey, halt, verzagte Haſenhaut!
Wie tief iſt doch dein Heldenmuth gefallen?
Ja, ja, du biſt der feigſte von uns allen.

Der Haſe, wie gepeitſcht von kaltem Schrecken,
Floh nach den nächſtgelegnen Hecken;
Und als er ſie im Schrecken durchgehort,
Rief er: Ey, Käfer, noch ein Wort!
Der kühnſte Held bleibt nicht am gleichen Ort.

Die drey und dreyſſigſte Fabel.

Die Katze und die Heidechs.

Der Katze war es einſt gelungen,
Daß ſie für ihre lieben Jungen
Im Garten eine Heidechs fing,
Mit welcher ſie nach Hauſe ging.

Es ſprach die Heidechs unterwegen:
Ach, Katze, was haſt du im Sinn,
Sprich doch, wo willſt du mit mir hin?

Der Katze Rede war dagegen:
Komm du, und komm nur ungezwungen.
Du muſt mit meinen ſchönen Pflantzen,
Mit meinen hertzgeliebten Jungen,
Zum Zeitvertreib ein wenig tantzen.

Die Heidechs ſprach: Das kan ich nicht,
Ich bin hierauf nicht abgericht.

Die Katze trug ſie immer fort,
Und ſagte: Schweige; rede dort,
Wenn du bey meinen Jungen biſt.
Sey ſicher, daß dich keines frißt.

Kaum aber ſezt ſie ſolche nieder,
So ſpringt ein Kätzgen auf ſie loos,
Und giebt ihr einen harten Stoß,
Und quetſchet Fleiſch und Haut und Glieder;
Bald wieder fühlte ſie mit Grauen
Des andern ſcharfgewezte Klauen;
Und dort hängt bey dem ekeln Tanz
Ein drittes ihr an ihren Schwanz,
Bis er in manches Stück zerfiel.

Sie ſchrie: O unbarmhertzigs Spiel!
Bey ſolchem Tantz verliert man Glieder!
Ach, gieb mir meine Freyheit wieder!

Die Freyheit! ſprach die Katze drauf;
Ich nahm dich ja ſo zärtlich auf,

Und ſchüzte dich noch für den Feinden,
Und wär es nur für jenen dreyen:
Dem Rittelgeyer, Storch, und Weyhen;
Wie ſpöttiſch danckſt du deinen Freunden?

Die Heidechs ſprach: Dergleichen Freunde
Sind gräulicher als alle Feinde;
Denn dieſe töden in der Eile,
Und ihr mit peinlich langer Weile.

Die vier und dreyſſigſte Fabel.

Der Feuerwurm und das Ungeziefer.

Zum Feuerkäfer ſprach die Motte:
Du lebſt wahrhaftig uns zum Spotte,
Du garſtigſtes von allen Thieren;
Es grauſet mir dich anzurühren.

Die Ameiß kam mitdem gegangen:
Und ſprach: Den könnten Schnecken fangen;
Ich glaube nicht, daß dieſer Träge
Im Jahr ſich ſieben mahl bewege.

Zugleich rief eine tolle Fliege:
Lernt hier, wie man den Honig kriege;
Es ſcheint, der Wurm will Honigwaben
Aus der betretnen Erde graben.

Im gleichen Ton ſprach eine Mücke:
Es wär ein rechtes Meiſterſtücke,
Flög auf den nächſtgelegnen Hügel
Der lahme Schleicher ſonder Flügel.

Ein Käfer ſtimmt den Spöttern bey:
So giebts der Freſſer vielerley.

Ihm ſchont auch nicht die ſchwarze Laus:
O bliebſt du, ſprach ſie, doch zu Haus.

So hatten dieſe looſen Spötter
Zum beſten dieſen guten Wurm.

Er rief zulezt: Gerechte Götter!
Wie lange währet dieſer Sturm?
Fehlt einem Dinge Glanz und Schein,
So heißt es gleich, es ſey gemein;
Ob Vorzüg auch vorhanden ſind,
Iſt man mit offnen Augen blind;
Und was der Witz noch nie beſchritten,
Das heißt man falſch und aufgeſchnitten.
Doch dünkt es euch gleich ein Gedicht,
So iſts doch wahrhaft, daß ein Licht
Aus meinem Eingeweide dringt,
Das alle Finſterniß verſchlingt,

Die meinen kleinen Leib umhüllt;
Der Himmel weiß, woher es quillt.
Geht nun, ihr ungerechte Spötter,
Und zieht die Wahrheit in ein Spiel;
Im Spotten haltet ihr kein Ziel,
Jezt trifft es mich, hiernächst die Götter.

Die fünf und dreyſſigſte Fabel.

Die Zeit und die Raupe.

Zur Raupe ſprach die ſchnelle Zeit:
Du muſt hinfür nur ſchlafend leben,
Und dich des Raupenſtands begeben.
Das heißt dich die Vergänglichkeit.

Was nennſt du, ſprach die Raupe drauf,
Im Schlafe leben, ſonder eſſen?
Ich würde bald den Schlaf vergeſſen,
Beförderte ich des Lebens Lauf
Nicht täglich mit gewohntem Eſſen.

Die Zeit erwiederte dagegen:
Du kanſt die Furcht beyſeite legen,
Du wirſt dies Schlafen nicht bereuen,
Ein beſſrer Stand wird dich erfreuen;
Ein Wunder, das ich mehr geſehn,
Wird, weil du ſchläfſt, mit dir geſchehn.

Du wirſt ohn einzige Beſchwerden
Zum erſten eine Puppe werden,
Hernach ein bunter Schmetterling.
Halt meine Rede nicht gering,
Kömmt dieſe Art Verwandlung dir
Gleich jezt noch unbegreifflich für.

Die Raupe ſchikte ſich darein,
Sie ſagte: Kans nicht anders ſeyn,
So will ich mich nicht länger ſäumen,
Ob mir es gleich am Sehen fehlt;
Bin ich zum Schlafen auserwählt,
So möge mir was ſüſſes träumen.

Drauf hüllte ſie ſich ſchleunig ein,
Als ſänke ſie ins Grab hinein;
Darinnen ward ſie, ohn ihr Wiſſen,
Dem erſten Stande bald entriſſen.

Bald kroch der Schmetterling hervor,
Und ſtieg auf einen Aſt empor.
Er ſchwinget ſeine bunten Flügel,
Er ſieht auf ſolchen göldne Spiegel,

Mit Purpur um den Rand geſchmückt,
Hier Silber auf dem Sammt geſtickt,
Dort roſenroth und veilchenbraun,
Bedekt mit gelbem Staub von Gold.
Er konnte ſich nicht gnug beſchaun;
Er ward ſich endlich ſelber hold.
Beſeelet von der Sonnen Strahl
Erhebet er ſich in den Saal
Der flieſſenden unſichtbarn Luft;
Er ſchwingt das prächtige Gefieder.
Dann läßt er ſich im Garten nieder,
Den lichtgefärbte Blumen mahlen.
Er trinket hier aus göldnen Schalen
In einer Tulpe weichen Schoos,
Worinn ein ſüſſer Honig floß.
Dann ſezt er ſich auf Silberliljen;
Er wechſelt Roſen mit Jonquiljen;
Er fliegt von Nelken zu Jeßminen,
Und jezo ſcherzet er im Grünen.

O Götter, ſprach er, welche Luſt!
Wovon die Raupe nichts gewuſt.

* *

Die sechs und dreyſſigſte Fabel.

Die jungen Bäume und die hohen Tannen.

Weh! wir werden ſo nicht alt;
Des Weſtwinds ſchreckliche Gewalt
Wird uns unfehlbar niederſchmeiſſen.

Dies war der jungen Bäume Klage,
Als einſt ein Weſtwind viele Tage
Mit ſtürmeriſchem Wüten brauſte,
Und raſend durch die Lüfte ſauſte.

Indeſſen als der Sturm verſchwand,
Und jeder ſich noch feſt befand,
So ſahen ſie, ſelbſt unverſehrt,
Die hohen Tannen umgekehrt.

Sie ſprachen demnach unter ſich:
Die Zeit her gieng es fürchterlich;
Doch nunmehr iſt das Spiel gewonnen,
Wir ſind für tauſenden entronnen.

Denn ſchaut doch rings um uns herum,
Es ſchmieß die gröſten Tannen um.
Wir wünſchten zwar: ach, wären wir,
Ihr Tannen, auch ſo ſtarck, wie ihr!
So möchte zwar ein Sturm uns büken;
Doch niemahls völlig niederdrüken.
Der Wunſch war wider unſer Heil;
Wir ſehen jezt das Gegentheil.

Drauf ſprach ein Alter unter ihnen:
Obgleich wir wie verloren ſchienen,
So ſind wir dennoch gar nicht minder,
Als jene Tannen; liebe Kinder!
Sind wir gleich kurtz und jene lang,
Hoch ſeyn hilft oft zum Untergang.
Viel Holtz, viel Aeſte, viele Tangeln,
Dient nur zur äuſſerlichen Pracht;
Denn wem die guten Wurtzeln mangeln,
Den wird der ſtarcken Wetter Macht
Doch endlich ohne Müh beſiegen.
Warum? Er weiß ſich nicht zu ſchmiegen.

Die sieben und dreyssigste Fabel.

Der Feigenbaum und die andern Bäume.

In Quitten- Birn- und Aepfelbäumen
Sprach ein noch junger Feigenbaum:
Wie, gönnt der Mensch euch so viel Raum?
Man sollt euch aus dem Wege räumen;
Denn sauer seyd ihr insgesammt,
Wie ihr von sauern Aeltern stammt.
Nur meine Frucht allein ist süß,
Und jeder, der noch in sie biß,
Der rief, so bald er sie versucht:
Ey, welche honigsüsse Frucht!
Könnt ich nur von der Stelle gehen;
Ich schäme mich bey euch zu stehen.

Sie sagten zu dem Feigenbaum:
Wir alle geben, was wir können,
Und gönnt der Gärtner uns den Raum,
Warum willst du uns den mißgönnen?

Weil er bisher uns ſtehen ließ,
So ſcheints, daß ihm für uns nicht ſchaure.
Du ſchmeckſt ihm etwann allzu ſüß,
Und dann erwehlt er ſich das Saure.
Den Nächſten ſo, wie du, verſchmähn,
Das heißt ſich allzu ſehr vergehn.
Und wüßteſt du des Gärtners Sinnen,
So würdeſt du es anders faſſen;
Du würdeſt uns, ſtatt uns zu haſſen,
Noch heute herzlich lieb gewinnen.
Denn wärſt du, Feigenbaum, allein,
So könnt es wohl nicht anders ſeyn,
Es wäre deiner Früchte Saft
Dem Gärtner äuſſerſt ekelhaft;
Nothwendig müſt es ihn verdrieſſen,
Kämſt du ihm immerdar mit Süſſen;
Er würd einſt über dich ergrimmen,
Und dich im Zorn zum Brand beſtimmen.

Die acht und dreyſſigſte Fabel.

Die zwo ungleiche Katzen.

EIn Bauer, den die Mäuſ' und Ratten
Jahr ein Jahr aus beſchädigt hatten,
Ging hin, und dung für wenig Batzen
Zwo auserleſne ſtarke Katzen.

Er ſprach zu jeder: Thut ihr mir
Die Katzenpflichten nach Gebühr,
So will ich euch zum Lohn hingegen
Mit guter Milch und Speck verpflegen;
Und werdet ihr inzwiſchen alten,
Will ich euch reichlich unterhalten.

Gut, ſprachen ſie, wir ſinds zufrieden,
Wir beyde wollen nie ermüden,
Dir deine Ratten nach Verlangen
Zuſamt den Mäuſen wegzufangen.
Die Sache ging auch gut von ſtatten
Zum Untergang der Mäuſ' und Ratten.

Vom Uebel ward in kurtzer Zeit
Der lang geplagte Mann befreyt.

Den Katzen wurde wunderwohl,
So daß ſich eine wolluſtsvoll
Weit beſſer als die andre pflegte,
Indem ſie ſich aufs Naſchen legte;
Und endlich kam es gar zum Rauben,
Sie ſtahl Kapaunen, Enten, Dauben;
Sie zog auch ſtets den Vögeln nach,
Daher der Bauer zu ihr ſprach:

Soll ich dir, Katze, treulich rathen,
So fange nichts als Mäuſ' und Ratten.
Dein Stehlen macht dir ſonſt noch bange;
Fürwahr, ſo daurt es nicht mehr lange.

Umſonſt; ſie ſtahl, und trug zum Lohn
Den wohlverdienten Tod davon.

Die andre hielt ſich nach Verſprechen;
Auch ließ der Mann ihr nichts gebrechen.
Er war in ihrem hohen Alter
Ihr reicher Geber und Erhalter.

Die neun und dreyſſigſte Fabel.

Der ſpottende Häher.

EIn Häher ſah ſo bald nicht einen Fuchſen,
So ſezt er ſchon ſein Waldgeſchrey hindan,
Und fieng auf einer Fichten an
Gleich einem zahmen Huhn zu gluchſen.
Gut, dacht der Fuchs, gibts hier von dieſem Vieh,
So ſpart es mir, ins Dorff zu gehn, die Müh.
Er ſchlich ſo bald nach dieſem Ort,
Jedoch mit leiſen Schritten, fort,
Um dieſen lekern Fang zu nützen.
Er ſchlich, und ſah zu ſeiner gröſten Schmach
Nur einen loſen Häher ſitzen;
Zu dem er voller Hohn und Unmuth ſprach:
Verfluchtes Maul, das mich ſo wüſt betrog!
Worauf der Häher weiter flog,
Und in dem Dorf die Henne ſchreckte.
Sie hielt den Häher an dem Schreyen
Für ihren Feind, den böſen Weihen,
So daß ſie gleich die Jungen ſorgſam deckte.

Noch

Noch über eine kurtze Weile
Jauchzt er nach Art der frohen Eule.
Die Vögel faſſen bald zu Schaaren um ihn her;
Er band mit jedem an, und jedes ſpottet er.
Von ſolchen gab ihm einer dieſe Lehre;
Er ſprach: Mein ausgelaßner Häher höre:
Spotten thut nicht gut,
Um den Schimpf zu büſſen,
Muß oft eignes Blut
Von dem Spötter flieſſen.
Bald kam ein Jäger in den Wald;
Der Häher ſah ihn nicht ſo bald,
So drehet er ihm eine Naſe,
Er ſchrie jezt, wie ein junger Haſe.
Der Jäger ſtund zwar ſtill, doch merket er den Poſſen,
Und wird darüber gantz verdroſſen;
Im Unmuth faßt er den Entſchluß,
Und rächt den Schimpf mit einem Flintenſchuß.
Der Häher ſchrie iezt in der ächten Sprach,
Da er vom Baume fiel und Hals und Kopf zerbrach.

Die vierzigſte Fabel.

Das Eichhorn und der Mann.

EIn Eichhorn lag mit nicht geringen Kümmerniſſen
Bey ſeinem kleinen Schaz von abgepflükten Nüſſen
In einem ziemlich groſſen Raum
Von einem hohlen Eichenbaum;
Dieweil ein Mann in aller Eile
Mit ſtarcker Fauſt und ſcharfgewetztem Beile
Ihn umzuhauen willens war.

In ſolcher augenſcheinlichen Gefahr
Ergab das Thier ſich dem Geſchicke,
Und dacht: damit mich nichts erdrücke,
Verberg ich mich für Sturtz und Mann
In meiner Gruft, ſo gut ich kan.

Bald fiel der Baum, und als er lag,
So kam mit ſeinem Schaz das Thiergen an den tag.

Gleich

Gleich sprach der Mann zu diesem guten Thier:
So findet man die Nüssediebe;
Ich sehe deinen Vorrath hier,
Der zahlt mir reichlich meine Hiebe.
Indessen sollst du, Diebgen, wissen,
Daß deines gleichen sterben müssen.

Das Eichhorn sagte zu dem Mann:
Eh du die Mordlust an mir büssest,
Und mein unschuldig Blut vergiessest,
So höre noch die Frage von mir an:
Schickt man die Menschen auch dem Tod in seinen Rachen,
Die einen Vorrath für sich machen?

Nein, sprach der Mann,
Du Nüssedieb, was geht dich dieses an?

Das Eichhorn sprach: Genug, ich konnte durch dein Nein
Den Zweck von meiner Frag erreichen:
Ich weiß nunmehr warum so wenig meines gleichen
Und auch warum so viele Menschen seyn.

Die ein und vierzigſte Fabel.

Die Prieſter und die Colibri.

Als einſt der Prieſterſchaft in Surinam
Der Sinn an lekre Biſſen kam,
Sprach ſie zu jenem kleinen Federvieh,
Den buntgefärbten Colibri,
Ihr ſollet künftighin, ihr Vögelchen, allein
Die prieſterliche Speiſe ſeyn.
Der Ruhm, die Prieſterſchaft zu nähren,
Gereicht euch zu beſondern Ehren.

Drauf ſprach 'eins dieſer Colibri:
Welch Heiliger gab euch die Regel?
Giebts doch ſo ſchwergemäſtet Vieh,
Giebts doch ſo viele groſſe Vögel,
So viele Fiſch im weiten Meer,
Warum erwehlt ihr die nicht ehr?

Wie kömmts, daß ihr auf uns gefallen seyd?
Wollt ihr nur darum uns ermorden,
Weil wir so klein und schön gebohren worden?
Steckt in der Farbe denn so grosse Niedlichkeit?
Wir wollten doch, ihr Herren, gerne hören,
Wovon sich anderwerts auf unserm Erdenkreis,
In Ländern, wo man noch von Colibri nichts weiß,
Die priesterlichen Bäuche nähren.

Die Priester sprachen drauf mit diesen Worten:
Die ganze Priesterschaft speist andrer Orten
Von allem, was sich speisen läßt.
Man sieht auf ihrem Tische
Gevögel, Wildpret, Vieh und Fische;
An einem Ort ißt man zum Vogel auch das Nest.

Man hört auf den Bericht die kleinen Vögel sagen:
Verdenket man uns denn, daß wir uns klagen;
Hier leidet niemand sonst, als wir allein,
Und dorten ist das Unheil allgemein.

Die zwey und vierzigſte Fabel.

Die Warnung des Gärtners an ſeine Blumen.

NAch einem ſehnlich langen Warten
Auf neue Pflantzen in dem Garten
Drang endlich durch des Winters Nacht,
Doch allgemach, des Lenzens holde Pracht.
Die Blumen ächzten vor Verlangen
Die Lebenswärme zu empfangen,
Und eilten ſämtlich um die Wette,
Wer unter ihnen ſich zu erſt verſchönert hätte.

Der Gärtner gab iezt fleiſſig acht,
Er war auf jede gleich bedacht.
Doch bey dem unbedachten Eilen
Fand er für gut, nach ſeiner Gärtnerpflicht,
Den Blumen ſeinen Unterricht
In allen Treuen mitzutheilen.

Er ſprach: Ihr Blümchen, eilet nicht,
Scheint gleich der Sonne helles Licht,
So dürft es ſich doch bald verdecken,
Und Morgens euch der rauhe Nord erſchrecken;
Seyd doch, ich bitt euch, nicht zu kühn,
Steigt noch nicht auf die Stengel hin;
Sie ſind noch nicht genug verwahrt;
Sie ſind für Stürme noch zu zart.
Iſt doch der ſchöne Lentz nicht mehr ſo weit,
So wartet noch bis zur bequemen Zeit.

Es gaben viele kein Gehöre
Auf ihres treuen Gärtners Lehre.
Sie fuhren fort nach ihren Lüſten
Sich vor den andern aufzubrüſten.

Bald aber kam des Nordwinds Blaſen
Mit auſſerordentlichem Raſen,
Und trieb ſie wütend hin und wieder,
Und ſchmieß die ſtoltzen Blümchen nieder.
Anjezt bereuten ſie zu ſpät,
Daß ſie des Gärtners Rath verſchmäht.

Die andern, die ſich laſſen leiten,
Und ſich nunmehr des Wohlſtands innig freuten,
Erhuben ſich, doch nach und nach;
Und wuchſen, jedoch allgemach;
Und endlich ward ihr bunter Flor ſo ſchön,
Daß man ihn ſchwerlich prächtiger geſehn.
Sie wurden durch der Farben Glänzen
Zur Zierde dieſes neuen Lenzen.
Es war ihr Frühling recht beglückt,
Und voller Anmuth um und um geſchmückt.
Es ſchien, als wollte durch die Stralen
Die Sonne ſie mit voller Kunſt bemalen.
Man ſah davon bey tauſend Wunderſpuren
In ſeltſam ausgekünſtelten Figuren,
So die Natur in reiner Pracht
Durch göttlich eingeprägten Fleiß hervorgebracht.
Und von ſo vielen Wunderſpielen
Mußt alles lauter Wohlluſt fühlen.
Bey dieſer Art Geſchöpfe war noch nie
Solch eine ſüß empfundne Harmonie.

Die drey und vierzigſte Fabel.

Der Gärtner und der Wildfang.

Als ungefehr in dem Gehäge
Ein Gärtner einen Wildfang fand,
Nahm er bald Meſſer, Keil und Säge,
Samt Baſt und Wachs und Moos, zur Hand;
Und faßt den Wildfang unverzöglich;
Er ſprach: Du ſollſt, ſo bald es möglich,
Wofern mir Schnitt und Hieb gelingen,
Gantz wunderſchöne Früchte bringen.

Der Wildfang ſprach: Willſt du mir ſchwachen
Ein frühezeitigs Ende machen?
Du kanſt es wohl noch mehr verſchieben;
Mir graut es noch für Schnitt und Hieben.
Nach Anſehn hab ich kein Verlangen;
Bisher iſts mir noch wohl ergangen;

Den Wohlſtand ſuch ich nicht zu beſſern,
Ich werde mich von ſelbſt vergröſſern.

Der Gärtner ſprach: Du weiſt noch nicht
Der gut gepfropften Bäume Tugend,
Und folglich nicht, was dir gebricht;
Das thut der Unverſtand der Jugend.
Diesmal weiß ich für dich nichts beſſers
Als eine Stümmlung deiner Gröſſe,
Als meiner ſcharffen Säge Stöſſe,
Und als die Schnitte meines Meſſers.
Ein Zweig hilfft deiner wilden Art,
Dünckt gleich der Handgriff dich zu hart.

Bald that der Gärtner, was er ſagte,
Ob ſich das Bäumchen gleich beklagte.

Nach wenig Jahren kam er wieder,
Und ſaß bey dieſem Bäumchen nieder.
Er ſprach: Wie biſt du ſchon ſo groß;
Dir fehlet weder Laub noch Schoß!

Noch mehr, mir ſcheinen deine Früchte
Mit voller Anmuth ins Geſichte.

Das Bäumchen ſprach: Nun darf ich mich
Nebſt deinen Liebſten ſehen laſſen;
Ich danck es dir hertzinniglich;
Was wär ich, hättſt du meinem Willen,
Der Frucht von meinen eiteln Grillen,
Mich jungen Wilden überlaſſen.

* *

Die vier und vierzigſte Fabel.

Der Gärtner und der junge Baum.

IM Herbſt bey ungeſtümem Wetter
Verlor ein Baum den Schmuk der Blätter.

Wie ſoll ich ſchon zu Grunde gehn!
Sprach der noch nicht bejahrte Baum;
Ey, iſt es ſchon um mich geſchehn!
O kurtze Zeit, o leerer Traum!
Mir fallen alle Blätter ab;
Muß ich denn vor der Zeit ins Grab?
Stets nur in Todsgefahr zu ſchweben,
Lohnts ja der Mühe nicht zu leben.
Ach, hätt ich dich, du dürres Land,
Und dich, mein Leben, nie gekannt!

Der Gärtner hörts, und rief ihm zu:
Mein guter Baum, was ſageſt du?
Dein Leben iſt noch nicht verlohren,
Vermeinſt du gleich, du ſeyſt erfroren.

Es reiſſen bey dem rauhen Wetter
Von Jahr zu Jahr der Bäume Blätter;
Wie ſie von dir und allen fallen,
So kömmt zugleich auch dir und allen
Der Sonne Kraft, des Gärtners Schutz,
Zu ſeiner rechten Zeit zu Nutz.
Es iſt an dem, du würdeſt dich
Zu ſicher auf dich ſelbſt verlaſſen;
Allein verlaſſe dich auf mich,
Ich kan nicht meine Pflantzen haſſen.
Der deine Blätter fallen ſah,
Der ſorgt für dich, und iſt dir nah.
Ich bin es, der dich früh und ſpat,
Bey Froſt und Hitz, im Auge hat.
Deßwegen ſieh geduldig zu,
Und ſchicke dich zur Wintersruh.
Du wirſt mit neuen Blättern prangen,
Und Früchte werden an dir hangen.

Die fünf und vierzigſte Fabel.

Das Kind und der Weg.

Ein Kind kam aus dem Wald zurück,
Und ſah da vor ihm eine Straß,
An die es auszuruhen ſaß.

Es ſprach zur Straſſe: Welches Glück
Für mich verirrtes, führteſt du
Mich ſicher meiner Heimath zu!

Sie ſprach: Kind, das verſprech ich dir;
Sey gutes Muths, und folge mir,
Ich will dich bald nach Hauſe bringen,
Nur muſt du nicht vom Wege ſpringen.

Das Kind ſprach: Straſſe, noch ein Wort,
Es ſcheint, du wolleſt mich lachen,
Du ſelbſt gehſt nicht gerade fort,
Ich ſeh dich manchen Umweg machen.

Die

Die Strasse führt in Antwort an:
Ich habe keine Schuld daran,
Zur rechten und zur linken Seiten
Ward ich von wunderlichen Leuten,
Wie sie ihr Eigennutz ermahnt,
Gerade bald, bald krumm gebahnt.
Die einen liessen ohn Entgeld
Mich nimmer durch ihr Weitzenfeld,
Und andre nicht durch ihre Matten,
Noch mehr verschränckten mich, die nahe Weinberg' hatten.
Sie wiesen mich noch über Meer,
Wofern es ihnen nützlich wär.
Mein Kind, indessen gehe du
Auf mir nach deiner Heimath zu.

Das Kind sprach endlich zu der Strasse:
So ists noch gut, wie ich es fasse,
Denn Schiffer könnten nichts gewinnen,
Gings nach der meisten Bauern Sinnen.

Die sechs und vierzigste Fabel.

Der Mensch und dessen Schatten, die Schande, die Ehre, und der Tod.

Es sprach der Mensch zu seinem Schatten:
Wie trefflich komm ich dir zu Statten?
Dein gantzes Wesen kömmt von mir.
Wie, danckest du mir auch dafür?
Der Schatten sprach: Nein, meine Pracht
Entsteht von einer höhern Macht.
Ich komme von der Sonnen Licht;
Scheint sie nicht, so entsteh ich nicht.
Mir ist an dir nicht viel gelegen,
Laß nur dein Großthun unterwegen.
Der Mensch fing höhnisch an zu lachen,
Und sprach: Wer lehrt dich solche Sachen?
Ich will dir gleich den Mund beschliessen;
Denn, leerer Schatten, du sollst wissen,
Wenn nirgends keine Körper wären,
So könnte sie dich nicht gebähren.

Es daurte dieſer Schattenſtreit
Mit ungemeiner Häftigkeit,
Bis ſich die Ehre mit in das Gefechte ließ,
Und alle beyde ſchweigen hieß:
Schweigt beyde, denn der Vorzug mag
Auf wen er will von beyden kommen,
So liegt ja heiter an dem Tag,
Der Sieg wird nur für mich genommen.
Die Schande legt ſich auch darein:
Den halben Theil, ſprach ſie zur Ehre,
Weiſt du ja, daß ich insgemein
Für mich zum Eigenthum begehre.
Der blaſſe Tod ſtuhnd nächſt dabey,
Und hörte dieſes Zanckgeſchrey;
Er konnte ſich nicht mehr enthalten,
Da dieſe vier ſo ſchrecklich prahlten;
Gleich griff er auf den Menſchen zu,
Und ſprach: Nur du ſtörſt aller Ruh.
Er nahm ihm ſeine düſtre Brille,
Und ſezet ihm des Todes auf.
Nun ſieheſt du der Zeiten Lauf,
Sprach er; drauf wards auf ewig ſtille.

Die sieben und vierzigste Fabel.

Das Licht und die Farbe.

Ich sehe, daß ich etwas bin;
Doch langet mein Verstand nicht hin,
Mir durch mein eigenes Vermögen
Den ächten Nahmen beyzulegen.
Ich bin, und bin nicht, wechselsweise;
Oft, weil ich meine Schönheit preise,
Erfahr ich meine Nichtigkeit;
Doch weichet nur die Dunkelheit,
So heb ich mich aus dem Verwesen
Und werde, was ich erst gewesen.

So ließ sich zu des Lichtes Ehren
Die angestrahlte Farbe hören.
Sie sann dem Handel allgemach
Mit tiefer Ueberlegung nach,
Bis sie den Zug in sich verspürte,
Der sie zum Licht, dem Ursprung, führte.

Sie

Sie rief: O Licht, nun merck ich klar,
Daß ohne dich ich dunckel war;
Daß du mir, wenn du mich beſtrahleſt,
Das Leben giebſt, und mich bemahleſt.
Geſteh es mir, ich bitte dich,
Und ſage doch, wie nennt man mich?

Ey, Farbe heiſt du, ſprach das Licht,
Du biſt mein Kind, du irreſt nicht;
Und ohne mich bliebſt du gewiß
Verſenckt in tiefer Finſterniß.
Hingegen ſcheinſt du trefflich ſchöne,
Wenn ich dir meine Strahlen lehne;
Und wo du ſolche recht verlangſt,
Und ſie mit reiner Luſt empfangſt,
Will ich dich immerfort beſtrahlen,
Und dich mit ſolchem Schimmer mahlen,
Daß du, gleich mir, durchſcheinend wirſt,
Und deine Farbe nie verlierſt.
Nichts ſoll mich ewig hinterhalten,
Mit Sorgfalt über dich zu walten.

Doch eins, ſieh dich in Demuth vor,
Daß dich der Hochmuth nicht verücke,
Du wolleſt über mich empor,
Sonſt zöge ſich mein Schein zurücke.
Dann bliebſt du Farbe gantz gewiß
Ein Körper voller Finſterniß.

* *

Die acht und vierzigſte Fabel.

Der Fabelfänger.

DEm Fabelfänger fiel es einſten ſchwer;
Von Fabeln ſah ſein Aug die gantze Gegend leer.
Er ſchaute hin und her, er ſucht' in ſeinen Taſchen;
Verlohrne Müh! er konnte nichts erhaſchen;
Die Fabeljagd lief fruchtlos für ihn ab,
So, daß er ſich der ſtillen Ruh ergab.
Er dacht: Es läßt ſich nichts erzwingen;
Die Fabeljagd iſt eine freye Kunſt;
Das Auge blendet oft ein unſichtbarer Dunſt;
Ein Zufall muß mir Fabeln bringen.
Doch ſchwur er heimlich bey ſich ſelber:
Mich dünckts, bey meiner Fabelehre,
Als wenn das Spiel verzaubert wäre!
Seh ich nur Schnepfen oder Kälber

So ſchneid ich, was ſie thun, in Buchenrinden ein.
Iſts denn zu ſchlecht für Pan, ſo ſolls für Hirten ſeyn.
Thut einer was er kan, ſo hat er gnug gethan.

Drauf traf er zweene Wandrer an.
Er dacht, werd ich die beyde reden hören,
So ſollen meine Fabeln ſich um eine mehren.
Er fragte, wo hinaus, wo wollt ihr beyde hin?
Der eine ſagt: Ich hab im Sinn,
Vergrabne Schätze zu entdecken,
Sollt ich dabey von Arbeit gleich verrecken.

Der andre Wandrer lachte deſſen,
Und ſagt: Ein böſer Geiſt hat den beſeſſen:
Was mich belangt, ſo hab ich edlere Gedancken;
Ich renn in tugendhaftern Schrancken;
Ich ſuche weiters nichts in dieſer Welt,
Als Glück und Ehr, und ſchon gemünztes Geld.
Der Fabelfänger dacht: Das gäbe feine Lehren;
Ich will mich wieder zu den Thieren kehren.

Die

Die neun und vierzigſte Fabel.

Der Staar, das Vieh und der Storch.

DEr Staar ſaß ſtets beym Vieh in Matten,
Wo beyde fette Weide hatten;
Es hatte dieß an Gras im Ueberfluß zu ſchlücken,
Der Staar anbey ergözte ſich an Mücken;
Denn zu der Sommerszeit ſind die
Gewöhnlich Schaarenweis beym Vieh.
Es ſprach der Staar: Ihr Ochſen und ihr Küh,
Ihr wißt es allbereit von euern Alten
Warum die Staaren ſtets ſich zu dem Vieh gehalten;
Warum auch ich ſo fleiſſig mit euch zieh;
Den Freundſchaftsbund, den ſie gemacht,
Nahm ich bisher getreu in Acht;
Ja euch zur Probe mehr als ihr;
Ich fliege ſtets zu euch, und ihr kommt nicht zu mir.
Drauf ſprach das gute Vieh zum Staar,
Da er mit Schwatzen fertig war:
Wir haben längſtens wahrgenommen,
Daß dein Geſchlecht zu uns gekommen;

Indeſſen bleibt es uns bisher noch unbekannt,
Wie wir im Freundſchaftsbund einander ſeyn verwandt.
Wir ſehen wohl, daß du faſt immer bey uns biſt,
Doch nicht, wann jener Bund gemachet worden iſt.
Wir mögen dich daneben gerne dulden,
Zugleich verſichern wir die Staaren unſrer Hulden.
Es wird, wir wollens dir verſprechen,
Von uns die Freundſchaft niemand brechen.
Ein Storch, der dorten in der Nähe
Bey ihnen an dem Waſſer ſtuhnd,
Sprach zu dem Vieh: Wißt ihr den Grund,
Daß ich ſo viel am Waſſer gehe.
Des Viehes Antwort war geſchwind:
Ja; weilen Froſchen drinnen ſind.
Ey! ſprach der Storch zum Vieh, drum glaubt dem Schwazer nicht,
Was er von ſeiner Freundſchaft ſpricht.
Wißt, daß die Staaren ſich nur von den Mükken nehren,
Und folglich, weñ die nicht alltäglich um euch wären,
So wär zu gleicher Zeit die Freundſchaft aufgehoben,
Die Freundſchaft fordert andre Proben.

Die fünfzigſte Fabel.

Jupiter und der verzückte Regen-Wurm.

Es Würmervolckes freyer Staat
Hielt einen allgemeinen Rath
In einem unterirdſchen Gang,
Dahin noch Menſch noch Sonne drang;
Hier fehlten Farbe, Licht und Himmel.
Es war ein ſeltſames Gewimmel
Von Thiergen, die in manchen Reifen
Des Körpers Länge nach ſich ſchleifen.
Die Urſach der Verſammlung war
Nicht klein für dieſe Würmerſchaar.
Sie redten von den ſeltnen Gaben,
Der Macht, dem Adel, und dem Glück,
Die durch ein ſeltenes Geſchick
Die Wurmgeſchöpf empfangen haben.
Ein alter Wurm begann den Rath
Indem er dieſen Vortrag that:

Ich habe schon seit vielen Jahren
Manch Volck gesehn, manch Reich durchfahren;
Voraus war ich darauf beflissen,
Des Menschen Zustand recht zu wissen,
Wovon man so viel Wesens macht,
Von seiner Kunst, von seiner Pracht:
Doch ist es wenig, was ich weiß,
Und lohnt mir weder Müh noch Fleiß;
Es ist mir eine dunckle Schrift,
Die meinen Witz weit übertrift.
Er fragte seine Nebenbrüder,
Des Würmerstaates ältste Glieder,
Ob ihnen von des Menschen Stand
Und Thun was gründlichers bekannt.
Er brauchte die Behutsamkeit
Allein die ältesten zu fragen;
Der Jungen Unerfahrenheit
Konnt er vor Weisheit nicht vertragen.
Auch hatten in der That die Jungen
Noch wenig Wissenschaft verschlungen;
Bey ihnen war noch tief verdeckt,
Was sonst in alten Würmern steckt.

Er

Er wendte zu Descartes ſich,
(So hieß man einen der Gelehrten,
Den er und andre hoch verehrten,)
Descartes, weiſt du mehr als ich,
So öffne deinen weiſern Mund,
Und thu es auch uns andern kund.
Descartes ſprach: Der Weg iſt weit
Zu dieſer höhern Kreatur;
Man rühmt zwar ihre Treflichkeit,
Jedoch wo bleibt derſelben Spur?
Das ſeh ich wol, daß ihr Verlangen
Kein anders iſt, als uns zu fangen;
Durch Liſt und Mord uns zu zerſtören,
Als wenn wir keine Würmer wären.
Er maß in ſeiner Fantaſey
Der Würmer Tod den Menſchen bey.
Er wußte nur nicht, daß ein Huhn
Den Würmern könnte Schaden thun,
Und daß ihr Unheil meiſtens nur
Von Vögeln ihnen wiederfuhr.
Ein andrer Groſſer unter ihnen,
Ihr Leibnitz, ſprach mit ſchlauen Minen:

Man auch ein Volck auf unſrer Erden
An Glück mit uns verglichen werden?
Genieſſet eines gröſſre Luſt?
O nein! das iſt mir wohl bewuſt.
Wir haben jedermannes Ruhm,
Man ſingt und ſagt von unſerm Preiſe.
Wir ligen ja in unſrer Speiſe,
Und wältzen uns darinn herum.
Wir ſind die ſchönſten an Geſtalt;
Unüberwindlich an Gewalt;
Von altem Adel, groß an Muth,
Gelencke, ſchlau, geſchickt und gut;
Wer hat mehr Gönner, Kinder, Führer?
Wo ſind ſo künſtliche Minierer?
Und kurtz, es iſt kein Königreich,
Das unterm Boden unſerm gleich.
Gut iſt es, daß der Menſchen Augen
Zu uns nicht durchzudringen taugen;
Wofern ſie unſern Wolſtand kennten,
Gewiß, daß ſie uns den mißgönnten,

Sie

Sie würden lieber Würmer seyn;
Sie grüben meilentief hinein,
Und würden uns von Haus vertreiben;
Drum laß ich Menschen Menschen bleiben.
Drauf nahm ein ertzverschmitzter Geist,
Den man alldorten Neuton heist,
Das Wort, und alle Würmer schwiegen:
Zwar unser Glück ist hoch gestiegen;
Jedoch ihr Würmer wisset wohl,
Ich stieg einst bis zum Sternenpol,
Und sah da wunderbare Sachen,
(Hier musten viele Würmer lachen,)
So viel ich von den Menschen kenne,
Sprech ich in Wahrheit nicht zu hoch,
Wenn ich ihn noch beglückter nenne,
Als jeden Wurm in seinem Loch.
Er wohnt in prächtigern Gebäuden,
Und weiß von mehr und grössern Freuden.
Und dieses ist der ganze Plan,
Den ich von ihm entwerffen kan.

Der Plan iſt ziemlich ſchwach und leer,
Sprach einer aus dem Würmerheer,
Wenn die Gelehrten nicht mehr wiſſen
Als dies, ſo ſey man drauf befliſſen,
Daß wir den weiſen Jovem fragen,
Der kans uns, iſts ſein Wille, ſagen.
Der Rath gefiel dem Würmerſtaat,
Ein jeder ſchrie zu ihm und bat,
Daß er die Luſt zur Wiſſenſchaft,
Womit ihr groſſes Hertz behaft,
In dieſem Stück befriedigte,
Und ihnen von des Menſchen Kräften,
Von ſeinem Wohl, von ſeinem Weh,
Von ſeinen Wercken und Geſchäften,
Von ſeinem Reichthum, ſeinen Freuden,
Von ſeinem Thun, und ſeinem Leiden,
Was gründlichers entdeckete.
Der Gott lenckt ſich nach ihrem Willen,
Und ihre Bitte zu erfüllen
Ergreift er einen unter ihnen,
Dem er durch ſeine weiſe Kraft

In einem Nun fünf Sinn' erſchaft,
Zu Wiſſenzleitern ihm zu dienen,
Mit einer menſchlichen Geſtalt;
Und dieſe wird auch alſobald
Mit Geiſt, der denckt und ſchließt, beſeelt,
Daß ihm kein menſchlich Vorrecht fehlt.
Er wuſte nicht, wie ihm geſchah;
Er ſah, unwiſſend wie er ſah,
Er ſah viel Millionen Sachen,
Und wuſte nichts daraus zu machen;
Er roch ſubtile Balſamdüfte,
Er fühlte lau und kühle Lüfte,
Er hörte ſüſſer Stimmen Klang,
Der Vögel frölichen Geſang.
Indem er ſah, roch, fühlt' und hörte,
Dacht er: Was ſind wir Wurmgelehrte!
Auf dieſer ſo geſchmückten Erde
Ward ihm ſein grober Unverſtand
Zur unerträglichſten Beſchwerde;
Des Hertzens Unzufriedenheit
Vermiſcht' ihm alle Luſt mit Leid;

Er gaſte nur die Körper an;
Doch als er ſich zulezt beſann,
So ſagt' er dieſe Worte her:
Glorwürdig groſſer Jupiter!

Jezt wies man ihm der Erden Gröſſe,
Der Wolcken Zelt, der Sternen Pracht,
Der Sonne Glut, des Donners Macht,
Den Ocean, der Flüſſe Gänge,
Der Blumen und der Thiere Menge,
Des Pulfers wüthende Gewalt,
Der Schiffe künſtliche Geſtalt,
Des Glaſes Wundereigenſchaft,
Der Hebewercke groſſe Kraft
In Pompen, Keltern, und in Mühlen,
Samt hundert andern Wunderſpielen.

Ach, rief er, ach du mächtiger,
Du weiſer, weiſer, Jupiter!
Ach, ſprach er, würden hier die Zeiten
Zu unbegränzten Ewigkeiten!

Man zeigt' ihm auch der Würmer Schaar
Von welcher er entſproſſen war.

Hilf

Hi'ſ Himmel! wie er ſich entſetzte,
Wie er ſie äuſſerſt elend ſchätzte!
Ey! ſprach er, kan bey ſolchem Leben,
Das beſſer **Tod** genennet wär,
Ein Wurm mit Hochmuth ſich erheben?
O unbegriffner Jupiter!
Er machte Proben ſeiner Glieder,
Jezt gieng, iezt ſprang er hin und wieder,
So lange bis ihn iezt ein Schlaf,
Von Jupiter geſandt, betraf.
Im Schlaf gab Jupiter ſo gleich
Ihm Form und Art der Würmer wieder.
Er ſchickt ihn in das untre Reich,
Wo ſeine ſchlanckgekrümmten Brüder
Ihn mit neugierigem Verlangen
Nach ſeiner Wiſſenſchaft empfangen.
Sie ſagten zu dem neuen Gaſt:
Willkommen Bruder! ſag uns nun,
Was du ſeither geſehen haſt,
Und was die Menſchen droben thun?

Allein man hört ihn mit Beſtürzen
Die Reiſerzehlung ſehr verkürtzen.
Er ſprach nur: Werthe Brüder, ach!
Ich bins zu ſagen allzu ſchwach;
Ich weiß kaum was mir wiederfuhr,
Sonſt wollt ich euch kein Ding verheelen;
Man kan in unſrer Wurmnatur
Hiervon nichts dencken noch erzählen.
Sagt' einer, wie es würcklich ſey,
So hielte mans vor Plauderey.
Mein Wurm, begnüge dich zu wiſſen,
Daß in der That die Menſchen ſind.
Zu mehrerm Wiſſen biſt du blind.

* * *

Auch du, mein Menſch, kanſt nicht die Gränzen
überſteigen,
Du biſt ein Menſch, und muſt dich als ein Menſch
bezeigen,
Bis Gott durch ſeiner Allmacht Kraft
Dir einen andern Stand erſchaft.

E N D E.

Regiſter der Fabeln.

I.	Die junge Schwalbe.	Bl. 1
II.	Der Löwe und der Haſe.	5
III.	Die Bienen.	7
IV.	Das Vögelchen und die Katze.	9
V.	Die frohe Lerche.	11
VI.	Die Vögel und die verhaßten Eulen.	13
VII.	Der Storch und der Dachs.	15
VIII.	Die Vögel und die Nachtigall.	17
IX.	Das Feldhuhn und der Rohrſpatz.	19
X.	Der Hund und das Königlein.	21
XI.	Die Meiſe und der Sperling.	23
XII.	Der Hund und die Maus.	25
XIII.	Die Kuh und der Fuchs.	27
XIV.	Der Finck und die Spatzen.	29
XV.	Die Schafe und die Dauben.	31
XVI.	Der Fuchs und der Käfer.	33
XVII.	Der Auerhahn und die Wachtel.	35
XVIII.	Der Frosch und der Storch.	37
XIX.	Die Lerche und der Storch.	39
XX.	Die unbeſonnene Schnecke.	41
XXI.	Der Aal und deſſen Bruder.	44
XXII.	Die Schwalben.	47
XXIII.	Die Wachteln.	50
XXIV.	Der ruhmſüchtige Bär.	53
XXV.	Der Entrich und der Fuchs.	55
XXVI.	Der Krebs und der Frosch.	58
XXVII.	Das Reche und ſein Junges.	60
XXVIII.	Der betrogene Fuchs.	63
XXIX.	Der Taucher und die Enten.	65

XXX. Die mißvergnügten Hirſchkühe. Bl. 68
XXXI. Die freundloſen Mücken. 72
XXXII. Der Haſe und der Käfer. 75
XXXIII. Die Katze und die Heidechs. 77
XXXIV. Der Feuerwurm und das Ungeziefer. 80
XXXV. Die Zeit und die Raupe. 83
XXXVI. Die jungen Bäume und die hohen Tannen. 86
XXXVII. Der Feigenbaum und die andern Bäume. 88
XXXVIII. Die zwo ungleiche Kätzen. 90
XXXIX. Der ſpottende Häher. 92
XL. Das Eichhorn und der Mann. 94
XLI. Die Prieſter und die Colibri. 96
XLII. Die Warnung des Gärtners an ſeine Blumen. 98
XLIII. Der Gärtner und der Wildfang. 101
XLIV. Der Gärtner und der junge Baum. 104
XLV. Das Kind und der Weg. 106
XLVI. Der Menſch und deſſen Schatten, die Schande, die Ehre, und der Tod. 108
XLVII. Das Licht und die Farbe. 110
XLVIII. Der Fabelfänger. 113
XLIX. Der Staar, das Vieh und der Storch. 115
L. Jupiter und der verzückte Regenwurm. 117